



Nanny Lambrecht

Das Heiratsdorf

Erster Band




56
4
4

...gelhorns Roman-Bibliothek

Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

Alle 14 Tage erscheint ein Band

Preis jedes Bandes 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Über „Engelhorns Romanbibliothek" schreibt der „Hamburgische Corre-
spond... ...t zu werden
verdient! ... ...roten Bände
erschienen, ...ittelt haben
über das ... ...so billigen
Preisen z... ...von Jahren
zurückblick... ...ine Familie,
wo die so... ...ne, noch so
klein ang... ...entierenden
roten Freu... ...tun! Noch
gibt es Hö... ...penromane
lieber gel... ...die giftige
Saat zu v... ...ute Kost der
„Engelhor... ...wird, wenn
er erst kla...

Sämtlich... ...ne können
fortwähr... ...f. für den
broschier... ...n werden.

Weg... ...hend auf-
geführte... ...ges Ver-
zeichnis...

Ein Echo. ... ...t von Wol-
Ein Dieb ... ...nen Mond.
Hornu... ...ocker Vielé.
Lebensfrü...
Erzähl...
Oertze... ...Carl Busse.
Das spani...
Croker... ...on Baroneß

Dornröschen. Von Georg Wasner.
Der Mann auf dem Bock. Von Harold Mac Grath. Aus dem Englischen.
Erlachhof. Von Ossip Schubin. 2 Bde.
Aus Sturm und Not. Von Jérome und Jean Tharaud. Aus d. Französisch.
Fanny Lambert. Von Henry de Vere Stacpoole. ...
Der Emigrant. ...
Aus dem Fr...

Orczy. Aus dem Englischen. (In Österreich verboten.)
Herz und Handwerk. Von Paul Bourget. Aus dem Französischen.
Carlotta. Von William J. Locke. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Prinzgemahl. Von Paul Oskar Höcker.
...der Wirbel. Von Elinor Glyn. ...dem Englischen.
...on Georg Wasner. 2 Bände.

Library of



Princeton University.

Blau Memorial Collection

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Der rote Kurs. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der alte Timm und seine Nachbarn. Von **Marie Diers.**

Hugo. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Armer Henner . . . Von **Richard Skowronnek.** 2 Bände.

Der unreine Geist. Von **Semène Zemlak.** Aus dem Französischen.

Naturgewalten. Von **Helene Raff.**

Die jüngste Miß Mowbray. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bde.

Liebe Mädchen. Von **Käthe Sturmfels.** Drei Novellen.

Meeresgold. Von **George Bronson-Howard.** Aus dem Englischen.

Eva, wo bist du? Von **Fedor von Zobeltitz.** 2 Bände.

Was sich in dem Gasthaus begab. Von **Kate Douglas Wiggin u. a.** Aus dem Englischen.

Das goldene Schiff. Von **Paul Oskar Höcker.**

Daphne. Die Geschichte einer modernen Ehe. Von **Mrs. Humphry Ward.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Gräfin Polly. Von **Palle Rosenkrantz.** Aus dem Dänischen.

Romeo und Julia im Albanergebirge. Von **Richard Voß.**

Eine Energiekur. Von **Daniel Lesueur.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Das Hohelied des Lebens. Von **A. von Klinckowstroem.**

Montana. Von **Wm. Wallace Cook.** Aus dem Englischen.

Lena Küppers. Von **Carl Busse.** 2 Bde.

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Die Faust des Riesen. Von **Rudolph Stratz.** 2 Bände.

Das Paradies der Erde. Von **Ada von Gersdorff.**

Onkel William. Von **Jennette Lee.** Aus dem Englischen.

Der Kampf um den Mann. Von **Carry Brachvogel.** 2 Bände.

Der meergrüne Wandschirm. Von **Edgar Franklin.** Aus dem Englischen.

Vor den großen Mauern. Von **Katharina Zitelmann.**

Entgleist. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die Kleine. Von **André Lichtenberger.** Aus dem Französischen.

Paul Becks Gefangennahme. Von **M. Mc Donnell Bodkin.** Aus dem Engl.

Schweigen im Walde. Von **Richard Skowronnek.** 2 Bände.

Das Gespenst. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Lichterfelderstraße Nr. 1. Von **Hanns von Zobeltitz.**

Die Primadonna. Von **F. Marion Crawford.** Aus dem Englischen. 2 Bde.

Angst und Emma und andere Geschichten. Von **Georg Hirschfeld.**

Übertrumpft. Von **Samuel M. Gardenhire.** Aus dem Englischen.

Lebende Bilder. Von **Paul Oskar Höcker.** 2 Bände.

Fatme. Von **Börge Janssen.** Aus dem Dänischen.

Die Geschichte einer wandernden Liebe. Von **Marie Diers.**

Mein Freund der Chauffeur. Von **C. N. und A. M. Williamson.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Achtundzwanzigster Jahrgang

Hardy von Arnbergs Leidensgang. Von **Ida Boy-Ed.** 2 Bände.

Die gefeierte Erzählerin hat wieder mit glücklicher Hand einen Griff ins Volle getan. Den Dornenpfad eines zarten jungen Mädchens aus verarmtem Adel, das aus Not den aufreibenden Beruf einer Telephonistin ergriffen hat und sich mit heldenhafter Tapferkeit durch das grausame Schicksal getäuschter Liebe zu Glück und Frieden hindurchkämpft: diesen ergreifenden Stoff hat Ida Boy-Ed mit all ihrem Reichtum an Beobachtung, Geist und Kunst zu einem Lebensbilde von fesselnder Wirkung ausgestaltet.

Der Fall von Millbank. Von **G. D. Eldridge.** Aus dem Englischen.

In überaus packender Weise geht diese Erzählung der Aufklärung eines geheimnisvollen Verbrechens nach. Psychologische Vertiefung und verfeinerte Schreibweise erheben den Roman weit über das Niveau der gewöhnlichen Kriminalgeschichte.

Kismet. Von **Severin Lieblein.** Aus dem Norwegischen.

Vertreter der drei größten Nationen Europas werden in diesem ebenso originellen wie unterhaltsamen Roman, der in **Marokko** spielt, in treffender humoristischer Weise einander gegenübergestellt. Die ausgezeichnete Schilderung des seit Jahren im Vordergrund des Interesses stehenden Landes verrät den scharfen Beobachter und fesselt das Interesse des Lesers in hohem Grade.

Die schöne Melusine. Von **Viktor v. Kohlenegg.** 2 Bände.

Dieser hochbedeutsame Roman ist ein hinreißendes Werk der Menschenschilderung vor dem Hintergrunde des meisterhaft gezeichneten Berlin vom Jahre 1890. Mit innerstem seelischem und geistigem Gespanntsein wird der Leser die Lebensgänge aller dieser feinen, klugen, leidenschaftlichen und humorigen Menschen verfolgen.

Die Schatzinsel. Von **L. J. Vance.** Aus dem Englischen.

Die Lektüre dieses brillant geschriebenen Abenteuerromans, der sich durch eine atemlos spannende, von prächtigen Naturschilderungen umspielte Handlung auszeichnet, wird jedem einige unterhaltende und erfrischende Stunden bereiten. Die phantasievolle Erzählung spielt an den Ufern des Golfes von Mexiko.

Komödianten. Von **Carry Brachvogel.**

„Wir alle brauchen ein wenig Komödiantentum, ein bißchen Spiel vor uns und mit uns, um die Nüchternheiten des Daseins zu ertragen und die Erlebnisse zum Begebnis zu steigern." Dieser Gedanke ist das Leitmotiv des vorliegenden Bandes, in dem die Verfasserin ihrer überlegenen Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe in einer überaus fesselnden, durch köstliche Satire belebten Darstellung Ausdruck verleiht.

Die stolze Katharina. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Besonders die Nebenfiguren sind es, die in diesem schicksalschweren Roman eines jungen Mädchens durch ihre überraschend lebenswahre Zeichnung von neuem die unerschöpfliche Fülle von Mrs. Crokers Erfindung, ihre tiefe Kenntnis von Land und Leuten und ihren echt anglikanischen Humor in strahlendem Licht erscheinen lassen.

Die verschwundene Frau. Von **Max Dürr.**

Eine originelle Erzählung voll drolligster Verwicklungen, bei aller Harmlosigkeit von Anfang bis zu Ende spannend geschrieben und außerordentlich unterhaltend. Mit gutmütiger Satire wird die gestrenge Obrigkeit eines kleinen Städtchens verspottet, die sich in der Entdeckung und Verfolgung eines vermeintlichen Mords einen köstlichen Schwabenstreich leistet.

Das gastliche Haus. Von **J. W. Tompkins.** Aus dem Englischen.

Der Widerspenstigen Zähmung — so könnte man das Thema dieses allerliebsten Romans nennen, der sich in dem Hause eines Nervenarztes abspielt und durch einen unerschöpflichen, von warmer Menschenliebe durchleuchteten Humor auszeichnet.

Der gemordete Wald. Von **Fedor von Zobeltitz.** 2 Bände.

Ein ungewöhnlich höchst spannender Bauernroman aus der Mark, der die knorrige Eigenart jenes vielverkannten Menschenschlags mit starker Gestaltungskraft und einem Reichtum an feinen Zügen schildert.

Ein Gemeindekind. Von **T. Combe.** Aus dem Französischen.

Voll lebhafter Anteilnahme und Spannung leben wir die erschütternde Jugend dieses Gemeindekindes mit und genießen dabei in vollen Zügen die tiefe Seelenkenntnis, warme Menschenliebe und krafterfüllte Sprache des Autors.

Pastings Duve. Von **Marianne Mewis.**

Humor und Ernst kommen in diesem überaus fesselnden Liebes- und Familienroman, dessen Hintergrund der gewandt verwertete mecklenburgische Verfassungskonflikt bildet, in gleichem Maße zu ihrem Recht, und der nicht ganz gerade, aber stets sichere Flug des „Pastorstäubchens" zu seinem heiß ersehnten Ziele ist zum Ergötzen gut der Natur abgelauscht.

Raffles als Richter. Von **E. W. Hornung.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die großartigen Abenteuer des famosen Gentleman-Gauners, den unsere Leser schon in „Die schwarze Maske" und „Ein Einbrecher aus Passion" kennen gelernt haben, nehmen hier ihren Fortgang, wobei sich zeigt, daß die nachtschwarze Seele des Helden bei aller Verruchtheit dennoch einige tröstliche Lichtpunkte aufweist, die nur dazu angetan sein werden, die große Zahl seiner unbedingten Verehrer zu vermehren.

Cenzl von der Blauen Genziane. Von **Richard Voß.**

Brausend, klar und hart weht die Höhenluft durch diese erschütternde Geschichte einer allesvernichtenden Leidenschaft und eines sie überwindenden Liebestods, in vollen Akkorden, wie nur Voß sie zu greifen versteht.

Das Heiratsdorf

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker



Band 5

Dreißigster Jahrgang

Das Heiratsdorf

Roman aus dem belgischen Land von

Nanny Lambrecht

Erster Band



Stuttgart 1913

Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten
Copyright 1913 by J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Erstes Kapitel

Wump! Holla! Es gibt einen Stoß, und der Heizer fällt in die Kohlen zurück. Die fauchende Glut aus dem Bauch der Lokomotive wirft lohenden Schein.

„Eh du! Steh auf, Sylvain!“ ruft Oude Klaar, der Alte, und dreht halb das Gesicht, läßt nicht die Hand von der Dampfbremse, späht in die Nebelschwaden des dunstgrauen Frühmorgens, wo da rechter Hand in zuckenden Schatten die Signale auftauchen — husch! vorüber.

Und steht vorgebeugt, lauernd und stierend. „Hepp, Sylvain! Dampf auf! Es gibt jetzt Steigung. Feuer! Vorwärts, Landsmann!“ Und nach zwei, drei Atemzügen: „Vorsicht! Wieder eine Kurve! Ei Wetter, gleich zwei! Häng dich fest, Landsmann!“ Rrrhupp rast der Zug um die Kurve. Die Luft knattert. Die Wagen schütteln und schwenken. In weitem gewaltigem Bogen schleift die Wagenreihe dahin.

Und dann mild und schrecklos wie ein Riesenspielwerk auf klappernden Räderchen. „Dampf!“ brüllt Oude Klaar. Seine Kinnbacken zermahlen das stille Fiebern der Unruhe. Die unrasierte Haut schurrt über die Backenknochen.

Er ist dem Zugführer verantwortlich, er, der alte Oude Klaar. Man wird kommen und fragen: „Oude Klaar, warum die Verspätung?“

Wird er dann sagen: „Der malheureux Heizer schafft mir keinen Dampf?“ Nein, er wird's nicht sagen. Oude Klaar wird *seine* Verantwortung, die stolze, freudige, auf andre



546862

RECAP

schieben? Heiliges Blau! das wird er nicht, der Oude Klaar. Und darum: „Heizer, voran! Dampf!“

Der reckt, stößt, schaufelt, rafft, poltert, daß ihm die Muskeln quellen auf den sehnigen braunen Armen, an dem stiernackigen Halse bis in die kurzgeschorenen Haare hinauf. Auf dem breiten Rücken schlampert schweißnaß das bunte Arbeitshemd. Mit einem kräftigen Ruck zieht er die Hose hoch, schnallt den Gürtel fester. Und ans Werk mit verdoppelter Kraft.

Die Steigung in Sicht! Der Wind heult in die Flammen. Mit Fauchen und Knistern und Knacken versprenkelt die hochgehäufte Glut. Die verglühten Kohlen schweißen zusammen, fest und dicht, eine rotglutende Bodenschicht, wie zusammengeflossen und -gegossen.

Mit Hast und überstürzender Geschäftigkeit faßt Sylvain das lange, wuchtige und schwere Stoßeisen, holt weit aus — und kräftig hinein in die rotfauchende Feuerlandschaft, in die Hügel und Täler und Zacken, in die kritzkrause Ornamentik, die rotgoldenen Türme und Häuser, Schiffe und Riesen und Ungetüme. Kurz und klein schlägt und stößt er die Pracht, den feurigen Boden stampft er ein, zerbröckelt und zerstückelt ihn. Der Wind zieht hinein, lüftet, stäubt aus, flackert die Glut an zu hellen Flammen. Und nun hurtig zum Kohlenschutt. Die Kohlenwürfe prallen, der rote Schlund verschlingt den schwarzen Fraß. Aber fein Obacht gibt Sylvain, daß er die frischen Kohlen zu beiden Seiten an den Wänden der Lokomotive anhäuft, damit ungehindert die Gase sich entwickeln können und schnell die neue Glut wird. Es ist ein Kunststück zu feuern. Ein guter Heizer macht dies Kunststück, der Sylvain Marbaix macht das.

Und hurtig die Glut und hurtig der Dampf und fauchend der Zug. Ab und zu noch ragt ein Scheibenarm in Quer-

stellung, die Wagen schlenkern um die Kurve. Und dann ist die Steigung überholt. Oude Klaar läßt die Dampfbremse in der knochigen Faust locker. Ein kurzes Kopfnicken zu dem Heizer hin, und wieder späht er.

„Kannst verschnaufen, Alter."

Sylvain Marbaix streckt sich der Länge nach auf die Kohlen aus. „Uff lala!" lacht er und wischt sich mit dem Handrücken das nasse Gesicht, und was weiß ist, wird schwarz, und es wird ein furchtbares Gesicht. Aber weiße Zähne blitzen hinter jungfrohen Lippen. Ein Bubengesicht, treuherzig und schlau. Und so ein baumstarker Jüngling, ein Lacher und Zecher und ganz lieber Gesell. Er sagt: „Ich denk', wir kommen fein durch bis Charleroi, Oude Klaar."

„Hein ja, wenn uns nicht ein meschanter Personenzug die Fahrt sperrt, dann jawohl. Wenn uns aber der mechant aufs tote Gleis setzt, dann nicht, verstehst du?"

„Ja, hein? Eine Meile von Charleroi haben wir einmal drei Stunden tot gesessen. Schön' Affär'!"

„Schwatz nicht, drei Stunden — Bagatell'. Neun Stunden haben wir gesessen, wir mit dem Güterzug Nummer 30 a. Neun Stunden auf 'm Bauch liegen, wo kein Dorf und kein Haus, nicht einmal eine Spelunke wie ‚Rotstrümpfchen' ist."

„Oho, eine Spelunke das ‚Rotstrümpfchen'? O nein, merci! Ich möcht' mir ausbitten, das ‚Rotstrümpfchen' ist keine Spelunke!" Das helle Blut läuft ihm in das dickwangige Gesicht.

Oude Klaar fragt, ohne sich umzuwenden: „Haïe, bist schon so weit mit dem Mädchen aus ‚Rotstrümpfchen', haïe, bist schon so weit?"

„Wenn ‚Rotstrümpfchen' will, machen wir nach meinem Führerexamen die Mariatsch (Hochzeit)."

„Verlaß dich drauf, es will nicht!"

„Bah — wißt Ihr das, Oude Klaar?"

„Es ist nur einer, der es nicht weiß — du!"

„Oude Klaar, wie wär' das gemeint, mordbleu?"

„Gar nichts mein' ich! Ich bin hier auf Posten, ich red' nichts! Neun Stunden wirst du festsitzen, du Heizer, richt dich danach ein. Wir sind Gütertrains, verstehst du, Gevatter? Wir bleiben zurück und haben die großen Personagen, die Personentrains, vorzulassen. Und müssen zusehen und das Maul halten, einmal, zweimal, neunmal, zehnmal, hepp! nur vorüber, ihr großen Herren! Eh — nun weißt du es. Wenn das ‚Rotstrümpfchen' mal an dir vorüberrasseln will, halt nicht weiter's Maul auf, denk dran, du bist Gütertrain, du hast Bahn freizugeben. — Tonnerre! es kommt stark Seitenluft, es ist arg Druck."

Er schleudert seine Worte wie Steinwürfe, stockend und in langen Pausen. Aber man hört's aus dem rauhen Klang: er meint's gut, der Alte, er meint's besonders gut mit dem da, der einen stämmigen Körper hat und ein kleines Hirn und ein großes, vertrauensseliges Herz. Wachschütteln möchte er ihn, den großen, dummen, den leichtlebigen Lacher. Er, der steifknochige Oude Klaar, sieht mit seinen alten Augen tiefer wie der mit seinen jungen, verliebten. Und — na ja — da rafft der sich aus den Kohlen auf, stellt sich hinter dem Alten auf, meint wunder was Gescheites zu sagen.

„Das weiß der Oude Klaar nicht, in Ecausinnes wartet man auf uns."

„Just! man wartet; ganz gewiß, man wartet auf unsre Kohlen, und danach laden wir die schönen blauen Steine aus den Steinbrüchen auf und — hoppla — wieder ab."

Sylvain Marbaix zwinkert hinter ihm.

„In Ecausinnes-Carrières warten sie auf unsre

Kohlen, aber in Ecaussinnes-Lalaing — eh! Liegt ihnen der Teufel was an unsern Patatäten! Könnt Ihr lesen, Oude Klaar?" Er reckt mit seinem Arm über des Alten Schulter, hält ihm ein abgegriffenes, von geschwärzten Fingern beschmutztes Briefchen hin. „Seht mal, sie schreibt: es hätt' sie gut gefreut, mein Brief, und zwei Woch' sei lang wie die Lamentation am Karfreitag, und sie tät' warten — eh! so schreibt sie!"

„Versperre mir mein' Aussicht nicht. Fort mit dem Ding! Muß schon einer Essig gesoffen haben, der's wahr nimmt, was ein Coumère schreibt."

Wenn sie im Steinbruchland Coumère sagen, dann geschieht's mit dem Lächeln, wie wir etwa das „süße Mädel" in den Mund nehmen. Mit solchem Lächeln sagt Sylvain Marbaix: „Mein Coumère!" und wahrhaftig, man könnt's annehmen, der Oude Klaar hätte einen Kuß aufs Briefblatt gehört. Da knodert er: „Aus Ecaussinnes-Lalaing ein Coumère! Pfui dä!"

„Oho, als wär's ein' Schand'!"

„Als wär's kein' Ehre, ja!"

„Haïe, wie nennt man's, das Dorf?"

„Wüßt' ich nicht!"

„Ich weiß es: das Heiratsdorf! Es sagt's keiner, daß das ein' Schand' ist!"

„Mordbleu! Wenn ein Coumère sich auf den Markt stellt, allez! schaut mich an, heirat't mich!"

„Es ist nicht so! Es ist ein großer Kaffee. Es ist immer so gewesen im Steinbruchland: die Freier wurden zum Kaffee geladen. Und jetzt haben sie es gemacht für alle, die kommen wollen, um eine Mariatsch zu suchen. Es ist sehr comme il faut! Das möcht' ich sagen, wenn's gefällig ist."

Da läßt der Alte für einen Augenblick die Bremse los,

dreht sich nach dem eifrig und zornig Sprechenden. „Möcht'st du das ‚Rotstrümpfchen' beim Kaffee sehen?"

„Ich denk', es hätt's nicht nötig, das ‚Rotstrümpfchen', es h a t seinen Aimant."

Da sagt Oude Klaar hart und bestimmt: „Das ‚Rotstrümpfchen' hat sich zur P r ä s i d e n t' machen lassen!"

Dreht sich kurz um, und nun wird ihn nicht Tod und Hölle mehr sekundenlang von seiner Pflicht abbringen.

Hinter ihm steht Sylvain Marbaix und sagt lange nichts. Dann dröhnt plötzlich sein herzhaftes Lachen. „Oude Klaar, es ist wirklich nur Blague! Warum laßt Ihr Euch an die Nase greifen, Gevatter?"

„Dampf!" brüllt Oude Klaar, denn die Seitenluft drückt ihm die Fahrgeschwindigkeit. Marbaix schaufelt ein, die Glut faucht. Er glaubt es nicht. Er will's nicht glauben. Grübelt weiter nicht, pfeift sich den letzten unangenehmen Gedanken weg, pfeift das Holzschuhlied:

Von der Reise aus Lorraine
Mit dem Schuh Sabot,
Sah ich meine drei Kap'täne,
Drei Sabots*) Doridondäne!
Ah! Ah! Meine Holz-Sabots!

Da bricht er ab, denn ein Gedanke fliegt ihm durch den Kopf, den er dem Alten zurufen muß: „Oude Klaar, Ihr seid ein alter Jüngling, was wißt Ihr also davon, wie man zur Mariatsch kommt!"

Oude Klaar wartet lange mit der Antwort, dann sagt er: „Als ich noch mein feines Haar hatt' —" da hört Marbaix das Weitere nicht mehr, denn er sieht zu Oude Klaar auf, der borstig und häßlich ist, und es ist ihm sehr verwunderlich, daß der einmal feines Haar hatte. Und dann hört er den

*) Symbolisch für: plumper Mensch.

Alten noch sagen: „Ich konnt' aber nicht heiraten und hab's doch dreiviertel leichter gehabt wie du. Ich hab' mir's ausgerechnet: Wenn ich mich satt essen will, so kann's mein' Frau nicht, da ich jedoch vorhatte, mein Lebtag mich satt zu essen, und ich kein' Frau gemocht hätte, die sich nicht satt ißt, damit i ch es kann, darum hab' ich mein feines Haar grob und borstig werden lassen, ohne zu einer Mariatsch zu kommen. Jetzt weißt du es."

Aber Sylvain Marbaix' geschwärztes Gesicht ist noch hell und zuversichtlich.

„Ich werd' mich gewiß nicht satt essen, sie auch nicht. Entweder wir beide werden satt, oder gleich beide hungern wir, und dann sind wir doch froh miteinander, furchtbar froh!"

„Glaubst also, das ‚Rotstrümpschen' möcht's so?"

Es hallt wie aus der Weite, denn Oude Klaar späht scharf aus, steht nun wie zum tückischen Sprung bereit. Und wie auf Anstand vor einem nahenden Ereignis. Ob er noch hört, was Marbaix spricht?

„Oude Klaar, es wird bald sein, daß ich die Meilengelder bekomme, und Ihr könnt die Gefälligkeit haben, mir pro Fahrt die Öl- und Kohlenprämie zu verschaffen. Wenn Ihr zwei damit glücklich machen könnt, vielleicht tut Ihr es."

Oude Klaar spricht: „Zweie? Weißt du es gewiß — zweie? Hat sie dir schon die Permission gegeben für zweie?"

„Wenn Ihr doch mal wüßt't, wie die Aimée Pête ist!"

„Sie ist nicht für dich!"

Da steht Marbaix hinter dem Alten, verdüstert und verwandelt. „Für wen ist sie?" Und wieder hallt es wie aus der Weite: „Für irgendeinen, der noch kommt und für sie ist!"

Langsam geht Sylvain Marbaix zu dem Kohlenschutt

zurück, setzt sich und sagt leise Oude Klaars Worte: „Für irgendeinen, der noch kommt und für sie ist!"

Wenn Oude Klaar kein guter, alter Mann wäre, müßte Sylvain Marbaix aufspringen und die Fäuste schütteln. Aber Sylvain Marbaix tut das nicht, er ist nicht gewalttätig. Seine blauen Augen leuchten. Seine Seele hat gute, frohe Gedanken. Wenn er einmal gewalttätig wird, schlüpft ein andrer Mensch in ihn hinein, einer, der auf schwere Drohungen sinnt, der heimliche Schrecken ausdenkt. Er weiß das nicht, er fühlt's wie eine ungewisse Ahnung, die ihn in große Unruhe bringt. Und bei Oude Klaars rätselhaften Worten empfand er es.

Der Alte ruft: „Es geht schwer, wir haben zu viel Seitenluft."

Die dröhnende Stimme macht ihn hellauf wach. Seine Sinne sind erweckt aus einem dumpfen und sehr abscheulichen Traum. Ist der Alte der Prophet Jeremias, der schreckliche Weissagungen sprechen kann, oder Daniel, der dem Belsazar die verborgene Schrift auslegt? Nein, guter Gott! er kann höchstens einen schönen, saftigen Witz machen. Und der macht jetzt einen saftigen Witz, der Oude Klaar, wirft einen flüchtigen Blick nach ihm und knurrt: „Ist der Mensch dumm! Wenn die Aimée Pête ihm sagt, er soll ein Ei legen — er wär' so dumm und tät's!"

Da schlockert in Sylvain Marbaix das helle Bubenlachen auf, das seine Seele freischüttelt. Was ein Witz! Alte Leute sind drollig, aber so drollig wie der Oude Klaar —

Da prallt dessen Ruf: „Tonnerre! Nun hat man's: wir sitzen fest!"

Im weißen Morgennebel schwankt das Haltesignal. Oude Klaar stellt den Vorderhebel ab, läßt den Dampf aus. Hinter den Kohlenwaggons taucht die lange Reihe entlang das

Personal auf. Zurufe und Winken. „Welch' Train?" und hintennach ein Fluch.

„Der Brüsseler, der Racker, der von Haine—St. Pierre geht, Durchfahrt 7.40."

„Sakri! Dann wird uns auch der von Manage in Fahrt kommen!"

„Gut möglich. Sobald das Signal die Weiche freigibt, fahre ich durch!" ruft Oude Klaar, spricht Marbaix nach, der nach Vorschrift fünfzig Schritte vor und nach dem Güterzuge die Haltzeichen aufstellt. Auf daß ein etwa auf demselben Geleise einfahrender Zug rechtzeitig bremsen kann.

Auf den Kohlenwagen hocken die Männer, ihre kurzen, blauen Kittel flattern im Morgenwinde. Sie haben die Brotbeutel hervorgeholt und frühstücken. Dann rauchen sie. Das Gespräch geht laut von Waggon zu Waggon und bis zur Maschine. Einige lassen sich heißes Wasser zum Kaffee aufgießen. Die Geschirre klirren. Laut und polternd sind die Wallonenstimmen. Die Käppis sind in den Nacken zurückgeschoben.

Sie sagen, das werde jetzt bald wieder für die Eisenbahner eine saure Zeit, eine ganz schwere und heiße Zeit, zu Pfingsten, wenn das Heiratsdorf für die Freier seine Fahnen ausstecke. „Das letzte Jahr haben wir zehntausend Fremde nach Ecaussinnes gefahren, und dies Jahr? Bais, man sagt, daß ein Prinz kommt!"

Da wird ein lärmendes Geschwätz, aus dem heraus man mühsam versteht: „Ah, guter Gott! Wenn Ecaussinnes-Lalaing ein' Prinz bekommt, wird Ecaussinnes-Carrières vor Ärger grün, und Ecaussinnes-Enghien wird sich prügeln wie Holzknechte!"

Marbaix kommt zurück und setzt sich in die Kohlen. Da er fröstelt, strippt er seine blaue Leinenjoppe an.

Er hört die Männer sprechen: „Hat man's nicht gesagt, daß dies Jahr ein' Tribüne an Schenke Bas rose (im Sinne von ‚Rotstrümpfchen') gebaut wird? Jawohl, man hat's gesagt."

„Und wen meint ihr," fragt Oude Klaar hinüber, „wen, meint ihr, den sie zur Präsident' machen?"

„Es hat zugesagt, das ‚Rotstrümpfchen'."

„Gelogen!" ruft Marbaix von den Kohlen her. „Gelogen!" Und kaut seinen Speck mit Brot.

„Oho, gelogen! Wieso? Der Lienard Brancq, der Schulmeister, schreibt mir's, er ist doch der Meister von uns Zölibaten!"

„Wenn der Lienard Brancq nicht gelogen hat, dann war er besoffen!" beharrt Marbaix.

Da sehen die Männer sich verstohlen an und sagen nichts mehr. Marbaix aber pfeift. Ei was, sollen sie glauben, daß er ihr Geschwätz für wahr hält? Pfeift gellend. Und singt dann, was er gepfiffen hat. Dann gellt ihm von weither ein Signal hinein. Dumpfpolterndes Rollen. Die Geleise klirren. Die Erde bebt. Stumpfes Dröhnen wie Höhlengebrüll, ächzend wird der Dampf ausgespieen, die Luft drängt zusammen, knattert, saust, braust. Ein gigantischer Schatten donnert vorüber. Rasseln, surren, klappern, raspeln, humpen, speien — husch! In der hügeligen Weite verhuscht die Silhouette des donnerkrachenden Lärms. Gleichzeitig fliegt das Signal auf freie Fahrt. Die Männer springen auf. In die toten Gelenke des ungeheuren Reptils, genannt Güterzug, kommt neue Regsamkeit. Die Achsen schurfen, die Räderchen rollen, die Puffer prallen. Erst schwerfällig ein Schieben, dann hurtig, hurtig, hoppla! wie der Wind dahin. Zu Fetzen stößt die Maschine die Nebelschwaden. Da wird ein Flattern und Wallen und Schweben in der weißen Morgenluft.

Dahinter brennt ein Schein, transparent wie funkelndes Gold aus tiefen Wolkenschächten.

Und schon tauchen die hohen Schlote des Steinbruchlandes am lichtdämmernden Himmel auf. Ihr Qualm schwärzt die einsame, köstliche Morgenfrühe. Zu langer Ebene weitet und breitet sich das Wiesenland. Aufgeschreckte Rinder jagen darüber hin. Und näher schon die klumpenden Schatten der Station Ecaussinnes-Carrières.

Sylvain Marbaix ist noch in großer Hast. Immerfort, unaufhörlich fliegen ihm ein paar böse Worte zu, in dem Rollen der Räder, aus dem Zischen des Dampfes, aus dem Knattern der Wagen, aus jedem einzelnen Geräusch in dem großen Lärm. Es quält und schreckt ihn. Aber er muß doch hinhorchen, und zahllos, kreischend und polternd tönt's ihm entgegen: „... irgendwer, der kommt und für sie ist!"

Ei Teufel, nein! Packt ihn die traurige Angst? Er schleudert die Schippe in die Kohlen, wischt sich den Schweiß ab. Die Hitze versengt ihn, die von innen. Er steht an der Luftbremse und läßt den kalten Strom herauszischen. Fortgeblasen ist die Glut um ihn. Es tut ihm wohl, es beruhigt ihn, es macht alles in ihm glatt. Es geschieht in ihm viel Unordnung, wenn er nicht mehr pfeifen kann und sich freuen darf. Ecaussinnes! Ei, da leuchten seine Bubenaugen. Eine starke Freude wallt über ihn hin. Es ist gewiß, Aimée Pête wird zu ihm sprechen, daß er ruhig sein kann. Oh, Aimée Pête!

Vom Bahnhofe aus nimmt Sylvain den Weg, der zwischen die Häuserreihen von Ecaussinnes-Carrières führt. Der Ort ist von städtischem Ansehen und von drei Ecaussinnes die Residenz. Ein König haust dort. Wo die blauen Felsen über den Schächten ragen, erhebt sich der Palastbau, glitzerhell in

der Morgensonne, genannt ‚Das weiße Haus‘. Man sieht's in Ehrfurcht. Steinbruchkönigs ‚weißes Haus‘! Sein Zepter herrscht über drei Ecausinnes.

Auf der Straße, die von Ecausinnes-Carrières aus etwa eine halbe Stunde weit bis Ecausinnes-Lalaing führt, und die Sylvain Marbaix bis zu seiner Schlafstelle bei Witwe Bas Rose gehen muß, stehen vereinzelte Häuser und Höfe, die landbekannt sind, so die Ferme ‚Bia P'tit‘ (schöner Kleiner), mit einem Hektar siebzig Quadratmeter Land ums Haus; so die Ferme ‚Loch ohne Boden‘, die eine Erbschaft an Wiesenland nahe der rauchenden Fontäne bei Henripont hat und sehr stolz ist und einen Sohn am Kongo hat; so das Häuschen ‚el Patie‘, das keine Ferme ist, aber eine starkbesuchte Fuhrmannsschenke für Frites und Muscheln und sonstiges Mittagsessen zu fünfzig Centimes. Ein schönes und sauberes weißgrünbraunes Häuschen, wenn man nämlich die Farben so verteilt, daß die weiße Tünche auf die Wandfläche kommt, und man sich danach richten kann, daß der Sonnenuntergang prompt sechs Uhr nachmittags darauf brennt, daß zweitens die grüne Farbe sich auf die Türen und Läden verteilt, und drittens die Holzfaserung der Fensterrahmen braun ist. Und da ist noch das Fensterchen des ersten Stockes, fast am Dache. Ein grünes Holzgitterchen davor und Blumen in flammenden Farben und für jede Jahreszeit. Wer unter diesem Fensterchen steht, und es ist die Zeit, wo eine oder die andre Blumenart ausgeblüht hat, der wird mit fallenden Blumen und Blättern übersät.

Es steht immer jemand an der Tür von ‚el Patie‘, manchmal zwei und drei, jedenfalls aber das große Mädchen mit den männlich verschränkten Armen am Türpfosten lehnend. Wenn Sylvain Marbaix die Straße geht, weiß sie ihm eine Neuigkeit, einen Gruß mit der Nachfrage, ob's alleweil noch

gut geht und steht mit der Gesundheit, mit der Eisenbahn, mit dem Rotstrümpfchen.

Heute fragt el Patie zuerst nach dem Rotstrümpfchen und dann nach der Eisenbahn und dann nach der Gesundheit, und dann kommt sie Marbaix schon einen Schritt entgegen, denn sonst wär' er wahrhaftig vorübergegangen, hätte vielleicht dreimal dasselbe gesagt: „Merci, merci, merci!" Und so wie man etwas Unangenehmes totsprechen möchte.

El Patie hat noch verschränkte Arme, sieht nach dem grüngitterigen Fensterchen mit den brennenden Blumen hinauf.

„Find'st du nicht auch, ein bia Stübchen, sehr bia, aber sehr?"

Sie kann es nicht schöner und inbrünstiger nennen, als wenn sie bia sagt. Warum sie ihm das Stübchen preist, denkt Marbaix und meint: „Ein bia Fenster, das muß ich sagen, aber das Stübchen, meiner Treu, ich kenn' es so wenig wie dein Inwendiges. Von außen weiß ich, daß du bia bist, aber dein inwendiges Stübchen —"

Sie lacht nicht wie er, sie macht einen Schritt voran. „Komm es dir ansehen."

„Ei mein, ich hab' kein' Zeit — wenn's gefällig ist, ein andermal! Ich hab' mein' Schlafstelle bei Bas rose, du weißt."

„Noch?"

Sie fragt's ruhig, aber Marbaix fühlt's doch, als habe sie ihn umwerfen wollen. Als er sie ansieht, scheint sie ihm noch größer als sonst. Da will ihr Marbaix zeigen, daß er alles weiß.

„Bah — weil das Rotstrümpfchen jetzt Mademoiselle Präsident ist, bah — es wird sich vergessen haben, es wird sich jetzt anders besinnen," und prahlt also zähneklappernd mit heller Zuversicht.

„Dann wird's fein schnell machen müssen, denn es hat schon mit den Zölibatären die Konferenzen. Wenn das Rotstrümpfchen jetzt zurücktritt —"

„Wird's schon! Paß mal auf, wird's schon!"

„Gevatter, nimm dich in acht! Man könnt' dich beim Wort halten."

„Haïe, ja!"

Da geht el Patie von ihm weg und unter die Haustür. Ihre schmalen Wangen glühen, sie ist fast hübsch. Von dorther sagt sie: „Was nicht für dich ist, laß für einen andern anbrennen."

„Für einen andern!" ruft Marbaix zornig. „Ist da schon ein andrer?"

„Er braucht nicht da zu sein, er kann noch kommen!"

Als hätte Oude Klaar durch einen andern Mund gesprochen! Marbaix wird von einer unheimlichen Angst gepackt. Wie ein Orakel klingt's! Sie sind mit Rätseln hinter ihm her. Wollen sie ihn warnen — oder ärgern? Ist er ein solch Geringer, daß er kein Rotstrümpfchen freien kann? Oder ist Rotstrümpfchen eine solch Leichte — — O pfui! O nein! Sein Rotstrümpfchen, sein bia Rotstrümpfchen!

Er stapft davon, er wirft el Patie ein Witzwort hin. Sie sagt hinter ihm her: „Wenn du also eine andre Schlafstelle brauchst, mein Stübchen halt' ich dir!"

Haïe, was eine el Patie! Was ein Geschwätz! Weiß man doch, warum sie dies Jahr nicht gut auf den Heiratskaffee zu sprechen ist. Sie ist die vorjährige Präsidentin und ist heute noch ledig und hat knapp vier Hochzeiten fertiggebracht. Es war kläglich, es war eine Blamage. Ei ja, man weiß also, woher die Mißgunst der el Patie. Adjü, el Patie!

Die weiße Sonne ist da und vergoldet die Dächer von Ecaussinnes-Lalaing. Da ist schon das Haus „zur guten Ecke", wo ein Konsumverein sein Lager hat. Ein Gerüst davor, und der weiße Kittel des Anstreichers flattert darauf. Es wird ein Aufputz allerorten. Fromme Leute, die zu der Kirche halten und nicht mit den Sozis verkehren, klagen: „Vor ein paar Jahren, als die Affär' mit dem Heiratskaffee noch nicht war im Steinbruchland, da strich und säuberte man die Häuser für die Prozession, und es war uns' größtes Fest!"
Es sind auch noch einige von dieser Meinung, trotzdem ihre Mädchen heranwachsen und die Zeit kommt, da ihre Augen nach dem suchen, der einmal in ihr Herz fallen muß wie ein Funke ins Stroh. Diese Mädchen haben bis heutigestags gesagt: „Wir heiraten nicht!" Den Hübschen erwiderte man darauf mit heimlich wissendem Lächeln: „Bis der Rechte kommt!" Den Häßlichen sagte man nach, so könnten sie der Sankta Katharina das Haar flechten, was eine zartfühlende Umschreibung dafür ist, daß sie alte Jungfern bleiben. Die Häuser dieser Leute und dieser Mädchen erhalten keinen Anstrich zum bevorstehenden Feste, und es stehen auf ihren Speichern nicht die herrlich gemalten Inschriften zur Begrüßung der Freier zum Trocknen auf.

Aber es ist ein Fluidum in der Luft von Ecaussinnes, das ein Maler mit Rosawolken, von herabpurzelnden Amoretten umgeben, versinnbildlichen würde. Es ist Hochzeitsluft. Wo zwei oder drei zusammenstehen, sprechen sie vom Heiratskaffee. Sie nennen ihn das „große Goûter". Es steht auch ein Wegweiser, der Landesunkundige nach der ‚rauchenden Fontäne', nach ‚Henripont' weist und die pittoresken Spaziergänge preist und verkündigt: „Man begegnet dort vielen Amoureux!" oder: „Grüß euch, ihr Amoureux!"

Es werden auch Wirte vor ihren Estaminets stehen und

sagen: „Meine Freunde, wollt ihr nicht eintreten zur liebenswürdigen Charlotte?" Oder sie werden sagen: „Bedienung ist euch zugesichert durch die vielliebe Julia." Oder sie werden sagen: „Eh, wißt ihr's? Die Scharmante von Brüssel führt den Tanz!"

Und so wirren die Reden und Tänze im Lande der Hochzeiten, der Freierswege, der winkenden Amoretten. In den Hütten wohnt die Liebe. Im Glanze der Frühsonne liegt das Heiratsdorf. —

Auf dem Platze Pilori schallen Axtschläge, als Sylvain Marbaix dort die Schenke Bas rose sucht. Man sieht die Schenke Bas rose nicht mehr. Sie liegt hinter Gebälk und Reisig und aufgehäuften Tannenbäumen. Es ist da viel Geschrei und laute Geschäftigkeit. Vor dem schnell ausschreitenden Marbaix läuft ein halbwüchsiges Mädchen über den Weg, eines mit zwei gelben Flechten auf dem Rücken, davon die eine aufgelöst ist.

„Haïe, Bibi!" ruft er sie an. „Was gibt's denn an uns' Schenke?"

„Man macht ein' Tribüne, siehst nicht?" und fort schlottert es, sein Kleidersaum hängt zerrissen.

„Eh, Bibi! Ist sie da, dein' Schwester?" ruft er nach. Da hört sie nicht mehr.

In dem Bas rose hämmern sie, daß die Balken splittern. Eine Lücke ist da zwischen zwei Häusern. Dort hinein bauen sie die Festtribüne. Der Verlauf der großen Ereignisse soll sich darauf abspielen: die Begrüßung der Zölibatäre, der Aufzug der Heiratskandidatinnen, das Vivat und der Tusch und sonst noch sehr Herzerhebendes, was man feierlich und todernst nimmt im Hochzeitslande.

Und schon schlingen sich Papierwinden an dem roten, niederen Backsteinbau der Schenke Bas rose hinauf. Sie

hängen über die Tür herab und rascheln um Sylvain Marbaix, als dieser gebückt unter der Tür verschwindet. Im Schenkzimmer ein Geschwätz und Gläserklirren und eine Rede. Linard Brancq, der Lehrer, spricht. Da wird tiefe Stille. Als Marbaix' Eintreten Geräusch macht, zischen ihm ein Dutzend Stimmen zu, und Rufe schallen: „Silence!"

Die Tische sind vollbesetzt. Mit breiten Rücken liegen die Burschen darüber. Ihre kurzen Pfeifen hängen im Mundwinkel. Das sind die von Marche, die noch mit zerdrückten Mützen kommen und stinkenden Toback rauchen und übrigens sehr in der Kultur zurück sind. Zwischen ihnen die Gentlemengesichter mit den dampfenden Zigaretten derer von Lalaing. Auch einer mit losem, weißem Seidentuch um den rotbraunen Hals, der die Steinmetzen des Steinbruchlandes vertritt. Auch noch dieser und jener aus den drei Ecaussinnes, besonders aber die Junggesellen aus den drei wohlhabenden Häusern Regibeaux, Taminaux, Hanotiaux. Der erste ein Metzger, der zweite ein Bäcker, der dritte ein Taubenhändler. Sie spitzen die Ohren, sie vergessen das Rauchen. Linard Brancq, der Vorsitzende der Junggesellen, tupft mit seiner wohlgepflegten Hand in die vor ihm stehende Schachtel, holt ein Brieflein nach dem andern heraus, liest mit lauter Stimme und sehr dramatisch. Das sind die Liebesbriefe, die von auswärtigen Freiern zum Heiratskaffee einlaufen, und die Linard Brancq unter eifrigen Kommentaren der Anwesenden verliest. Sowie er aber nach der Schachtel tastet, ist da schon eine Hand, die ihm die „Hühnchen", die Briefe, zureicht. Marbaix möchte sehen, wem diese Hand gehört, bleibt an der Tür stehen, denn er kann ohne Geräusch nicht weiter, und reckt sich auf, um über die Männer hinwegzusehen. Aber Linard Brancq versperrt ihm die Aussicht, und er liest sehr interessant. Er liest von einem, der von seinem Gesicht

sagt, es sei agréable, von seinem Temperament, es sei gemäßigt, von seiner Position, sie sei unabhängig, von seiner Neigung, sie bevorzuge das Delikate und Sanfte. Da ruft der Vertreter der Steinmetzen, Tymian Tassignon, einen Bierwitz hinein: „Apotheker, verschreib ihm Eisen. Er hat Kamillentee im Blut!"

„Er ist fein!" sagt eine tiefe und zufriedene Stimme hinter dem Büfett. Man weiß, auch ohne daß man es sieht, Simonne hat gesprochen.

„Ah, Mademoiselle knüpft schon Neigungen an!" ruft der Apotheker, der auch Arzt ist.

„Sie wird aber für diesen Galan einige Pfund retourgehen müssen!" reagiert Tymian Tassignon wieder. Da kommt's tief und unfreundlich hinterm Büfett her: „Du bist neidisch!"

„Eh — vorwärts!" Und eine flinke Hand reicht wieder „Hühnchen".

Da braucht Marbaix sich nicht mehr aufzurecken, denn er weiß jetzt, wo er das Rotstrümpfchen zu suchen hat und wo es versteckt sitzt und wo es mit heller Stimme schwatzt und heimlich lacht, so als dürfe es seine ganze Heiterkeit nicht preisgeben, und als könne es den Menschen nur ein Drittel von dem offenbaren, was in ihm ist.

Jetzt steht der Sylvain und ist andächtig und lauscht. Er sieht sie. Wenn er in der Nähe dieses Madchens ist, wird er genügsam und denkt wunder, was sie gibt, wenn sie ihn bei sich duldet. So denkt der große, markige, frohe Sylvain Marbaix.

Derweil gibt Linard Brancq das Konzept der Festrede kund, die von der Präsidentin aufzusagen ist, und die der Intelligenz des Herrn Lehrers und Vorsitzenden entspringt. Er liest, und, wie gesagt, dramatisch liest er: „— und gewiß,

meine Herren, bedauern wir, nicht auf die große Zahl, die gekommen ist, unser Lächeln verteilen zu können, das nur der eine einzige von unsern Lippen pflücken darf. Wir wissen auch, daß die Mehrheit von Ihnen bereit ist, den drückenden Junggesellenstand abzuschütteln, und Sehnsucht hat nach der legitimen Zärtlichkeit einer braven, tapferen Frau, die vielleicht schon im nächsten entscheidenden Augenblicke Ihnen vom Schicksal in den Lebensweg gestellt ist, die auf Sie wartet mit süßesten Wünschen, die Schönste unsres Geschlechts für Sie, die kleine, holde Ecaussinnerin, die bestimmt ist, Sie glücklich zu machen, Sie —!"

„Patata!" schlägt da die Stimme Marbaix' unwirsch die Rede entzwei. „Was ein fürchterliches Geschwätz!"

„Oho!" sagt nur der Redner und hält inne. Und dann wird ein Schweigen wie nach einem Donnerschlag, Marbaix spricht noch den Rest seines Zornes hinein.

„Ich möcht' wissen, ob diese schauderhafte Bouillon von der Aimée Pête gesagt wird?"

„Wirf ihm eine Kartoffel in den Mund!" spricht der Thymian Tassignon.

Linard Brancq aber erklärt: „Ich lege mein Amt nieder!"

Da stoßen sie von den Stühlen auf, da rücken sie die Gläser und heben sie und schwenken sie. Dem Sylvain Marbaix sollen sie an den Kopf fliegen. Nun steht Rotstrümpfchen über allen. Sie steht auf einem Stuhl. Ihre weiße Trägerschürze flattert über den beleidigten Vorsitzenden hin. Die blanken Kämme blitzen in ihrem schwarzen, dichtgebauschten Haar. Schön ist sie gewachsen und üppig und voll wogender Mädchenkraft. Ein ruhiges Gesicht, unter dem die Erregung pulst. Es müßten große, tiefe Augen darin leuchten. Aber diese Augen sieht man nicht. Sie sind halbgeschlossen. Sie halten die flimmernden Blicke zurück. Aber

aus dem Spalt, der sie sichtbar macht, dunkeln abgründische Tiefen und warme Verheißungen und leuchten so viel Schätze, die noch ungehoben in dieser verschlossenen Mädchenseele liegen. Sie sagt in dem Lärm: „Ich verbiete euch, ihm eins an den dummen Kopf zu geben! Wenn er sich was von Porzellan zerbrechen will, soll er sich in die Suppenschüssel setzen. Sylvain Marbaix, wenn's gefällig ist, trink ein Glas Bier und schnitz dir einen Esel."

„Schnitz dir einen Esel!" bekräftigen zwei und drei.

Marbaix brummt: „Nicht mal mein Recht soll ich haben als Galan —"

Da sieht ihn das Rotstrümpfchen an, und er schweigt.

„Er ist neidisch!" hallt's hinterm Büfett her.

„Lies weiter, Linard Brancq!" sagt Rotstrümpfchen. Die Männer setzen sich und rücken zusammen. Linard Brancq steht und behauptet: „Es ist eine Beleidigung, er soll mich Pardon fragen!"

Marbaix lacht heiter auf, stapft zum Büfett und zapft sich ein Glas.

„Ich bedaure, dann muß ich dennoch mein Amt niederlegen," erklärt Linard Brancq.

„Das könnt'st wohl tun!" ruft Rotstrümpfchen zu Marbaix hinüber. „Frag dein Pardon!"

Er lacht noch immer, trinkt aus, zapft von neuem ein. Nun drängt Rotstrümpfchen zu ihm hin, faßt ihn am Ärmel und flüstert: „Koko, tue es, ja, tue es, Koko." Weil sie sehr zärtlich sein will, sagt sie Koko, derweil die andern auf Linard Brancq einreden.

„Oho, jetzt kannst du scharmuzieren! Ich tu's nicht! Prost, Linard!"

„Hörst du, Simonne, wie dumm er ist? Er will nicht nachgeben, und der Klügste gibt doch nach."

„Ich tu's nicht!"

„Siehst du, Simonne, wie er sich breit macht? Jetzt meint er, er hält mich zwischen Daumen und Zeigefinger!"

„Ich halt' dich!"

„Wieso?"

„Wenn der Linard abdankt, fällt die ganze Padderatei zusammen!" Er lacht schadenfroh.

„Was hast du gegen die Padderatei?"

„Haïe, fragst du!" Er stellt das schon zum Munde erhobene Glas nieder, seine Hand langt nach der Rotstrümpfchens, er preßt sie, daß sie sich leise dagegen wehrt sein helles Gesicht ist von bösen Schatten überdunkelt. „Sie haben mir mein Rotstrümpfchen überredet, sie haben's doch? Sie haben dir den Brei um den Mund geschmiert, und nun ist das so, wie ich hab' nicht glauben wollen, und wie es mir ganz schrecklich ist. Sie haben dich verredet —!" Er fragt nun und will Antwort: „Sie haben's doch?"

Da drückt ihm Rotstrümpfchen sein Glas Bier in die Hand, drängt ihn zum Vorhang, der die kleine Stube hinterm Büfett abtrennt. „Geh zur Maman, kleiner Narr, sie weiß Bescheid, kannst dir bei ihr die Antwort holen. Simonne, hast du schon einen gesehen, der ein kleiner Narr ist wie der? Er ist eifersüchtig, weißt du!" Lacht ihn aus und stößt ihn in den Vorhang.

Aber er steht noch — halb verborgen in dem Vorhang steht er. Sein Blut kocht. Er hört Rotstrümpfchen noch sagen: „Jetzt ist er aus dem Lokal, und der Linard braucht sein Amt nicht niederzulegen."

Es schlüpft noch ein Gast herein, einer, der keine Geräusche macht. Er hat sich am Wegrain ausgeschlafen und schiebt sich durch die Tür mit seinem Verkaufskasten, den Streichhölzern und Ansichtskarten vom Heiratskaffee. Eilt auf Fußspitzen

und geduckt durch die Stube, legt sich auf den Boden in die dunkelste Ecke. Er will verschwinden und vergessen sein. Auf diese Art erlauscht er die intimen Neuigkeiten, die er braucht, um sich im Steinbruchlande sein Essen und Trinken zu verdienen. Man wird nicht sagen: „Der alte Paternotte ist mein Freund!" Was kümmert den alten Paternotte Freund und Feind! Er will leben und essen. Zuweilen auch trinken. Und weiter nichts. Als Paternotte mit seinem Verkaufsladen durch die Stube geschlüpft ist, hat man ihn schon vergessen —

Linard Brancq entwickelt des weiteren das Festprogramm und liest eine lange Liste von Einzahlungen, die zugunsten der Veranstaltungen gemacht wurden — zwanzig Franken vom grünen Journal „La Senette". „Bravo!" Man läßt den anwesenden Herrn von der Presse, der nahe der Kirche sein schönes Haus hat, hochleben. Des weiteren ein Landwirt aus Henripont zwei Franken, auf daß am 8. Juni Sankt Medard, der Wettermacher, „artig sei!" Auch zeichnet fünfundzwanzig Franken die Diablesse aus Ixelles, und man ist allgemein der Ansicht, daß sie mehr spenden könnte, denn sie ist die große und reiche und schöne und blonde Demoiselle aus der Zuckerrübenfabrik, verwandt mit Steinbruchkönig, ah, ein große Dame, ein schillernde, eine Diablesse.

Aimée Pête schaut mit Linard Brancq in die Liste. Ihr ausgestreckter Finger fliegt über die Reihen, auf die Zahl fünfzig tippt sie. Daneben steht: „Ein Lacher."

Wer der „Lacher" sein könnte, fragt man untereinander. Ein Reicher gewiß, denn fünfzig Franken sind kein' Bagatell, o nein! Also wer mag's sein?

Sie sind stille und denken. Da hören sie Paternotte vom Boden aus sagen: „Es ist der Prinz!"

Es leuchtet ihnen ein. Wenn Fallières und Clemenceau

schon zum Heiratskaffee gekommen sind, warum nicht diesmal ein Prinz. Rotstrümpfchen ruft zum Büfett hinüber: „Bring dem Paternotte ein Bier!" und meint den Sylvain Marbaix, der noch unentschieden im Vorhang steht.

Thymian Tassignon hat nachgedacht. Er sagt jetzt: „Wenn Steinbruchkönig ein' Sohn hött', ich würd' meinen, der wär's!"

Vier Stimmen rufen: „Er hat ein'! Bist du fremd? Ja, du bist fremd, denn du bist wie der Sylvain Marbaix aus der Gegend der großen Roßfermen!"

„Sie vertragen sich nicht, der Sohn und der Alte?"

„Der König und der Kronprinz, ja!"

„Sie essen nicht an einem Tisch!"

„Der Alte sagt: Monsieur Lié! Monsieur, denkt mal."

„Der Junge sagt: Monsieur mein Vater, ei ja!"

„Ist nun in der Welt 'rum, über Wasser, sagt man."

„Im Kongo vielleicht. Leopold II. wird ihn gebrauchen."

„Ei, Gott weiß wo. Nach dem Tod der alten Maman war's aus mit dem Hausfrieden."

„Silence!" ruft Linard Brancq und klopft ans Glas. Er möcht' verkünden, daß man sich wie alljährlich im Schulhause versammelt: die Präsidentin mit ihren Heiratsjungfrauen, die Garde civique von der Louvière, von Carrières und Houdeng — en parenthèse: die Bittschrift dieserhalb an den Minister sei eingereicht — und nicht zu vergessen die „sozialistischen Turnmädchen", eine Sektion der „Jünger von Jean Volders".

Eine Stimme von einem, den man nicht sieht, ruft: „Sie kommen nicht!"

Da wissen sie alle, daß Paternotte noch unter ihnen ist, und zucken die Achsel. Obschon er sonst alles weiß, der Alte, das da mit den Turnmädchen weiß er nicht richtig.

„Sie kommen nicht!" sagt die Stimme wieder.

Nun schließt Linard Brancq die Versammlung der Zölibatäre und beschließt selber Nachfrage zu halten, wie das mit den Turnmädchen sei. Paternotte rafft sich vom Boden auf, sagt: „Die el Patie ist doch Kassiererin in der Sektion."

Linard Brancq hält noch die Tür in der Hand. „Wollen sie uns den großen Goûter kaput machen?" Er meint den Heiratskaffee.

Paternotte hält sein leeres Glas in Schulterhöhe. Er macht ein durchaus schweigsames Gesicht. Rotstrümpfchen ruft zu Marbaix hinüber: „Schenk dem Paternotte ein Bier ein!"

Da sagt Paternotte: „Jawohl, sie wollen den großen Goûter kaput machen!"

Und nun verschwindet Linard Brancq draußen.

Als die Tür aufgeht, schwillt ein Lärm herein, Axtschläge gegen das Gerüst, holpernde Lastwagen über den Platz und ein lauter, mehrstimmiger Männergesang.

Die kräftigen Stimmen hallen. Um die entblößten Hälse flattern die weißen, lose geknoteten Halstücher. Die breitkrempigen Strohhüte hängen im Nacken. Mit knarrenden, glänzend gewichsten Stiefeln in gleichem Schritt und Tritt von Schenke zu Schenke. Es ist Montag. Die Steinmetzen machen ihren Bummel. Sie haben's, das viele Geld, das sie herausklopfen aus den Felsen. Und sie streuen's, das viele Geld. Es ist noch kein Steinmetz reich gestorben.

Rotstrümpfchen kommt mit dem Konzept ihrer Rede, faltet es zusammen und steckt es in den Schürzenlatz. „Du stehst noch da?" fragt sie flüchtig zu Marbaix hinüber, ist schon bei Simonne, die Papierrosen auf Draht zieht, und hilft ihr.

Marbaix murrt, und sein rundes Gesicht zieht sich vorwurfsvoll in die Länge: „Was hätt' ich bei deiner Maman zu tun? Wir beide müßten zusammen reden!"

Sie ist mit Simonne in großer Geschäftigkeit, sie fragt, was er da zu knurren habe, und hört nicht hin und wünscht, daß dieser große, dumme Mann ihr aus dem Wege wäre. Steigt auf den Stuhl und reckt an das Schränkchen, holt in einem Körbchen die Purpurschleifchen der Heiratsjungfrauen. Als sie hinuntersteigen will, sieht sie Sylvain Marbaix an ihrem Stuhl. Die blauen Augen, die er zu ihr emporrichtet, sind trüb und dunkel. Er steht hilflos und sehr geworfen von nagenden Zweifeln und wagt doch nicht, mit ihr zu schelten. Sie hat Mitleid mit ihm, sie neigt sich zu ihm hinunter, streicht ihm über den kurzgeschorenen Kopf bis zum Nacken hin, flüstert: „Koko, sei nicht närrisch," und platscht ihm leicht auf die Wange. „Koko, du siehst doch, wie ich kein' Zeit hab'!" und springt ab und lehnt eine Sekunde in seine Arme. „Du weißt doch, daß ich mein' Koko lieb hab', weißt du's nicht, haïe, Dummer?"

„Wer kann das wissen! Es sieht nicht so aus!"

„Wie sieht's denn aus, Monsieur?"

Seine Brust dehnt sich unter hartem, gepreßtem Atmen. „Es sieht so aus, als müßtest du auf den andern warten!"

Rotstrümpfchen steht pfeilgerade und in verwunderter Neugier: „Auf den andern?"

„Der noch kommt!"

„Guter Gott, wenn du nicht verrückt bist, so frag' ich dich: Wer kommt?"

Da sagt er ganz elend: „Weiß ich's denn?!"

„Koko," fragt Aimée Pète besorgt, „hast du viel getrunken?"

„Er wird kommen!" wiederholt er fest, und seine Stimme verhärtet. „Aber dann muß ich ihn mal töten! Ich werd' ihn m a l töten!"

Rotstrümpfchen sieht sich ratlos um, und doch — ganz versteckt, ganz heimlich, fast unbewußt ihr selber — mit großer, ungesättigter, lebenssehnsüchtiger Neugier auf den, der kommen soll.

Paternotte stellt sein leeres Glas aufs Büfett, denn er will weiterziehen. Er hört Rotstrümpfchen fragen: „Ist der Koko nun betrunken oder nicht?"

Seine kleinen, zwinkernden Augen wirren von einem zum andern. Er wird sich hüten, eine Meinung zu äußern, er hat keine Meinung, er wird warten, wie die allgemeine Ansicht ist. Indessen zwinkert er heimlich dem Rotstrümpfchen zu, was dahin auszulegen ist: „Laß ihn, er ist wirklich betrunken!" Und hinter dem Rücken Rotstrümpfchens macht er dem Marbaix eine Handbewegung: „Jawohl, mach ihn tot, wenn er kommt!" Und dann hängt er den Kasten um und schurpst hinaus.

Die Tür wird gegen ihn geworfen. Die Steinmetzen drängen mit Lärm und Gesang herein. Ein Gedränge und Schieben und Stoßen. „Heda! Buben von Lalaing und Enghien und Marche und Henripont und so weiter! Heda, Platz gemacht! Lange genug haben sie gesessen!"

Andre Leut' wollen auch trinken. Steinmetzen wollen trinken. Bas rose hat gut Bier, englisches und schottisches, kein saures „Saison". Eh bien, also Platz da! Man nickt, trinkt sich zu, rückt zusammen oder drängt hinaus. Aufgelöst ist die Konferenz der Zölibatäre. Die Schenke ist voll zum Quetschen. „Höh! Bier! Bier! Bier!" Rotstrümpfchen packt Marbaix am Ärmel, zwingt ihn an den Kranen. Da er sich wehrt, ist sie zürnend hinter ihm.

„Nicht einmal bißchen zugreifen will er, pfui dä! Jetzt wo ich kein' Hilf' habe!"

„Du liebst mich nur, weil du mich brauchst!"

Das helle Rot flammt in seinem Gesicht. „Du hätt'st mir das nicht antun sollen, das nicht! Das nicht!"

Rotstrümpfchen hält die Ohren zu und läuft davon. Und dann steht er doch am Fasse und zapft. Er muß ihr zur Hilf' sein, sie soll sich nicht abhatzen, er hat sie zu lieb. Sagt aber noch in heiserem Groll: „Hätt' sie mir das tun sollen, Simonne?"

Simonne steht auf, schüttelt die Papierschnitzel aus ihrem Schoß. Sie ist gesund und rund und nicht häßlich, denn ihr Gesicht ist zufrieden und von keinen Aufregungen zerwühlt. Der Thymian Tassignon sagt zwar: „Es ist wie zwei halbe Kürbisse," aber man weiß, daß Thymian Tassignon ein böser Witzbold ist.

Simonne spricht: „Du sollst wirklich zur Maman 'neingehen. Geh 'nein, ich zapfe."

Da geht er. Hinter ihm schwankt der Vorhang.

„Hah, Salut! Maman Bas rose!"

„Hah, Salut! Sylvain Marbaix, setz dich."

„Ja, ich werd' mich wohl ein bißchen setzen müssen. Die Aimée sagt, ich sollt' mit Euch reden."

„Oho," sagt die Mam' und einstweilen nichts weiter sonst, setzt die Pfanne mit den fettdurchtränkten Bratkartoffeln und den Speckschnitten auf den Tisch, legt eine Zeitung unter. Der bauchige Ofen raucht. Es ist einer von den feurigen Durchbrennern, die man im Lande „kleiner Teufel" nennt. Auf das rauchende Loch stellt die Mam' geschwind den Kaffeekessel, streckt den Kopf in den Gang zur Hintertür, ruft schrill: „Viktorien! Omer! Célina!"

Der Lärm aus der Schenkstube schwillt herein. Von dem Stimmengeräusch angeregt, schmettern die in spannhohen Käfigen eingefangenen Singvögel ihr Getriller. Rund um das Fenster in ihren düsteren Gefängnissen, die Flachs- und Blutfinken, die Lerchen und eine Nachtigall.

Sylvain sagt, als prophezeie er ein Unglück: „Das wird wieder ein' Affäre, zehntausend Fremde sind angemeldet."

Die Buben stapfen herein, flegeln am Tisch. Der Raum ist eng und dunkel. Omer, der verschiedenes besser wissen will im Leben wie die Maman, hatte im elften Jahre seines Daseins erklärt, daß die Schule für ihn überflüssig sei, trägt seitdem lange Hosen und Stehkragen und raucht. Im Gegensatz zu Viktorien, der ein Sechzehnjähriger ist, noch Kniehosen der Sparsamkeit halber trägt und nur dann spricht, wenn er dreimal darum gefragt wird.

Omer pickt aus der Pfanne die Speckwürfel, sagt zwischendurch: „Die Turnmädchen sind im Feld von Waterloo, sie haben geübt an der freien Pyramide, da kam el Patie."

Maman Vas rose haut ihm im Vorbeihasten auf die naschenden Finger: „Aus der Pfanne! — Na, und was weiter mit el Patie?"

„Wie dann noch der Linard kam, haben sie beschlossen, ins Volkshaus zu gehen."

Er unterbricht sich. Heller Marschgesang in der Straße. Viktorien reißt das Fenster auf, liegt darin, Omer über ihm. Dahinter die Maman, Sylvain sagt mürrisch: „Vor 1903 war hier alles ruhig. Jetzt sind die Bochelles (womit er die Turnmädchen meint) wie von der Hex' besessen. Früher hätt' kein' Mätress' (in dem Sinne: Verlobte) sich auf den Heiratsmarkt gestellt."

Die Maman stellt die Pfanne auf den Tisch, schiebt ein Zeitungsblatt unter, ruft den Buben, wirft auch dem Sylvain einen Seitenblick zu.

Aha, da hinaus will er. Die Maman ist eine kluge Frau, klüger noch als das Rotstrümpfchen. Sie weiß, den da kann man totreden. Und wie sitzt er denn da? Gerad' wie einer,

der sich überzeugen lassen will, dem es wohl wird, wenn er bestimmt weiß, er hat unrecht. Na, kann er haben.

Sie sieht ihn streng von oben bis unten an, so, als müßt' sie ihn aufbohren.

„Fängst du so an, Alter? Dann laß dich heimgeigen und von dem Rotstrümpfchen laß die Finger. Willst du sie kaufen wie 'ne Katz' im Sack? Bild dir nicht viel ein, Alter. Wenn man jetzt dein Gesicht sieht, möcht' man dir nicht zwischen Tag und Dunkel im Wald begegnen. Geh 'naus an die Pumpe und wasch dich!"

Sylvain aber bleibt sitzen, und da weiß sie, daß sie es heute schwieriger mit ihm hat. Er knurrt: „Jetzt will ich nicht mehr mit Redensarten abgespeist sein, jetzt will ich Bescheid wissen," und bäumt sich gegen die Stuhllehne zurück und streckt die Beine unter dem Tisch, „ich könnt' doch mal die Geduld verlieren und ausfällig werden."

Allerdings, das könnte er. Der Maman Bas rose wird vor diesen Gliedmaßen angst und bange.

„Komm mal her, Alter," sie schiebt ihm die Pfanne zu, „ein bißchen kannst du noch mitessen, für Aimée bleibt immer noch 'n Notbröckchen," kratzt ihm mit ihrer Gabel seinen Teil zu, „laß uns das wie zwei vernünftige Menschen besprechen, aber iß! Brot kannst du auch 'n Schnitt nehmen, es kommt mir nicht drauf an. Also es ist dir nicht recht wegen der Präsidentschaft. Bon, ich könnt' dir sagen, wenn's dir nicht rechts ist, ist's dir links —"

„Halt! Sie ist mein' Mätresse, wenn's gefällig ist!"

„Ah was! Nix ist öffentlich. Solang' nix öffentlich ist, ist es nix. Du bist dünn, worauf willst du denn heiraten? Du bist arg dünn." (Will heißen, daß er knapp im Geld ist.)

Da legt er die Gabel hin und will nicht mehr essen. Sie

aber schleudert ihm auf seinen Teil eine Speckschnitte. „Iß, sag' ich! Wer vom Lecken nicht satt wird, wird's auch nicht vom Fressen." Da lachen die Buben. „Also, daß du dünn bist, dafür kann ich nicht und die Aimée auch nicht, darum müßten von Rechts wegen wir bös' sein und nicht du. No Patata! lassen wir's so. Du siehst ein, daß du öffentliche Ansprüche überhaupt nicht machen kannst. Nummer zwei: man hat beschlossen, keine Präsidentin mehr zu wählen, die nachher sitzen muß und die Sankt Katharina koiffieren. Es mußt' eine sein wie unser' Aimée, die noch kein öffentliches Verständnis mit einem hat, aber die das Dorf nicht in die Blamage bringt wie die el Patie. Du siehst also ein, daß es nicht mehr wie recht war, einer wie unser' Aimée das hohe Amt anzubieten, denn keine bessere gab es in Ecausinnes-Lalaing! Nummer drei: in hundertachtzig Zeitungen wird von dem Goûter und uns' Kirche und den merkwürdigen Steinbrüchen geschrieben und dem Schloß —"

„Und der Demoiselle Präsident," würfelt er grimmig ein.

„Jawohl und darauf kommt's an. Wenn du später heiratest, kannst du stolz sein denn du hast eine Frau, von der man in Amerika, in England und in Deutschland gesprochen hat. Das ist auch was wert. Ich hatte 'n Großvater, der im Kongo erschossen wurde. Es ist immer schön, was Auswärtiges in der Familie zu haben. Es war auch ein Herr von einer großen Zeitung hier, der fragte im ganzen Dorf nach der exzellenten Präsidentin vom Heiratskaffee, und hernach schrieb er in seine Zeitung, daß sie ihm mit der größten Grazie und Gentilesse Auskunft gegeben habe. Meinst du, unsereiner hätte nicht auch sein Ehrgefühl? Nummer vier —," sie haut Omer, der mit Viktorien Fußtritte unterm Tisch austauscht, mit der Gabel auf den Arm. „Nummer vier: unser Kabarett hat den Profit davon. Zwei Faß

‚Saison‘ sind heut schon drauf. Nächste Woche kommen die Fremden, dann brechen hier die Wände auseinander, denn jedermann will doch die Mademoiselle Präsident sehen. Gefällt das dir nicht, Alter? Willst du die Aimée hintern Vorhang stellen? Willst du ihr 's Gesicht schwarz machen, daß die Messieurs fortlaufen und sagen: Fi donc, was ein' Makralle (Hexe)! Du siehst also ein, daß du dich freuen kannst, eine Braut zu haben, die in hundertachtzig Zeitungen steht, und zu der zehntausend Fremde kommen, um sie zu sehen. Was bist du denn für ein Kerl, wenn du das nicht einsiehst?"

O gewiß, er sieht's ein, er spürt sogar den schwellenden Stolz, den die famose Mam' ihm eingeredet hat. Ei ja, was ist er denn für ein Kerl, wenn er da nicht steht und mit der Faust an die Brust klopft und sagt: hundertachtzig Zeitungen schreiben von ihr, und sie ist mein! — und wenn ich will, kann ich 'nauf aufs Podium steigen und sie küssen!

Er meint zwar, wenn er's wirklich tät', würde ihn sein Rotstrümpfchen schon fein hinunteräugeln, aber ausdenken kann er es sich immerhin. Wenn er sein Rotstrümpfchen in der Illusion lieben kann, genügt's ihm schon. Frohselig klunkst es ihm auf. Er stürmt an die Pumpe. Man hört ihn am Wasser pantschen. Und dann kommt er adrett und frisch, zwar keinen Halskragen an, aber ein weißseidenes Halstuch zu legerem Knoten geschlungen. Mit einem Taschenbürstchen sträubt er die nassen Haare auf dem Scheitel empor, daß sie wie Stacheln stehen. Sein Bubengesicht glänzt.

Viktorien, der langgewachsene Sechzehnjährige, zwinkert ihm nach. „Trinkt der nu' heut wieder unser Bier umsonst?"

„Es ist mal so," sagt die Maman. „Es ist mal so. Wenn die Aimée keinen Besseren kriegt, muß sie auf den anbeißen."

Beim Eintritte Sylvains quillt das Geschwätz wieder zu lauten Zurufen an. Sylvain soll singen. Die schönen Lieder

der Cramignons. Man weiß, wie er das Singen 'raus hat. Eine Stimme, so klar wie silberne Glocken, eine Stimme, die über den halben Platz hinschmettert, und dann schwellen ihm die Halsadern, und das Blut läuft ihm in den Kopf. Der reiche Lié Macq, der Steinbruchkönig, hat ihn einmal gehört und sich erboten, ihn ausbilden zu lassen als Sänger. Heiliges Blau! und da wollte der Narr nicht: dacht' an sein Rotstrümpfchen und wollte nicht. Müßt' von seinem Rotstrümpfchen fort. Ei ein Narr! Die Welt läuft voll von Rotstrümpfchen. Und Rotstrümpfchen? Na, wer weiß, ob die nicht lieber Frau Sängerin geworden wäre. Er lacht und sagt nein, lacht wieder und sagt nein, und wird immer lachen und nein sagen.

So möge also der Sylvain Marbaix singen.

Er steht bei den zwei Mädchen, die beisammen hinterm Büfett hocken und Spitzen aufnähen. „Die Zither möcht' ich, wenn's gefällig ist."

Aimée hebt ihr Gesicht. Ei, natürlich, die Maman hat ihn zurechtgemacht. Jetzt ist er zahm. Sie ist nicht einmal erstaunt darüber. Mit halb zugekniffenen Augen sieht sie über ihn hin. „Simonne, hol ihm die Zither." Sie scharrt unterm Büfett die Kiste heraus, die Simonne öffnet.

„Hör, Joujou!" Sie winkt ihm mit dem Kopfe. Da beugt er sich zu ihr hinunter, ganz nahe, daß ihrer beider Wangen aneinanderstreifen. „Hör, Koko, du singst." Sie trällert leise eine Melodie, wiegt den Kopf und schlägt mit dem Finger den Takt. „Weißt du's?"

„Vom Polichinelle, ja. Aber sie werden gleich alle mitsingen, es ist so bekannt wie 'ne Leopoldsmünze."

„Oho, nein, dann weiß ich ein andres. Dann sing nur —" sie trällert wieder, schiebt ihren lispelnden Mund an sein Ohr: „Je t'aime, comprends-tu ce mot?"

Da läuft ihm ihr warmer Hauch in den Körper, er schnellt den Kopf beiseite und küßt sie, geht und lacht. O ganz toll ist er, ganz närrisch und jauchzend. Wie wird er singen! Als sollten ihm die Halsadern springen. Als sollten aus seinem singenden Munde Lerchen aufsteigen und die Stube mit schmetterndem Gesang erfüllen.

Aimée Pête stichelt in den Spitzen und Simonne auch. Sie summen leise die feinen Melodieen mit. Sie schwenken rhythmisch die Köpfe und wippen sachte mit den Füßen.

Und dann läßt Aimée Pête ihre Hände im Schoß. Sylvain schaut zu ihr hin und macht helle, blaue, strahlende Augen und singt wie ein Troubadour, der sein Mädchen erfreuen will. Und so wie die französische Poesie mit toller Phantasie ihre Liebe malt, singt er:

„Ich liebe dich, ein süßer Laut!
Hat dir's ein Mensch schon anvertraut?
Der Vogel zwitschert's in dem Nest,
Das Echo ruft's beim Waldesfest,
Die Knospe seufzt es blütenmatt,
Der Schmetterling dem Rosenblatt,
Auf meinen Knieen will dich lehren,
Das Wort der Liebe halt in Ehren.
Ich liebe Gott ob dieser Wundertat,
Und weil er dich und meine Lieb' erschaffen hat."

Aimée preßt die gefalteten Hände im Schoß. „Er singt schön, der Koko," sagt sie ohne Begeisterung. Und Simonne nickt und meint auch: „In den drei Ecausinnes hätt'st keinen bessern Aimant gekriegt."

Da preßt Aimée Pête noch fester die Hände im Schoß und sagt: „Ja, guter Gott, so ist's."

Sylvain Marbaix aber singt:

„Burnette allons gaie, gaie!"

Die Tür geht auf, und Zurufe hallen dem neuen An-

kömmling entgegen, hallen in den Sang hinein. Salut, Oude Klaar! Er gibt allseits ein Kopfnicken, stumm und verschlossen. Wenn man ihn genau ansieht, weiß man, daß er gut ist. Man hebt die Gläser, man trinkt ihm zu. Er steht am Büfett und fordert Wein. Medoc zu einem Franken, Rotwein, eh! Dabei streift sein Blick Sylvain, der das halbgeleerte Glas vor sich hat, saures Bier, belgisch Bier, „Saison"! Sylvain sieht diesen Blick und denkt, daß ihm Oude Klaar folgendes sagen möchte: „Ich trinke Wein, weil mir nicht Weib und Kind am Brotkorb nagen. Du trinkst jetzt ‚Saison' und läßt dir's schenken. Wenn du das Rotstrümpfchen nimmst, wirst du Wasser trinken müssen."

Da sendet ihm Sylvain auch seinen Blick, seinen strahlenden. Der sagt: „Oude Klaar, trink Wein dein Lebenlang, er schmeckt dir wie Wasser. Ich trink' mein Wasser wie Wein, weil ich die Lieb' hab' und das Rotstrümpfchen."

Darauf hätte Oude Klaar einen zweiten Blick senden können, aber wenn er jemand in sein Unglück rennen sieht, läßt er ihn laufen. So wird er seinen zweiten Blick senden, wenn das Unglück geschehen ist. Und nur, damit man weiß, Oude Klaar hat immer recht.

Es ruft ihn einer an. Der möchte spötteln. Wieviel Extrazüge dies Jahr für die Fremden eingestellt würden? Ob der Alte auf fünf wetten möchte? Expreß von Paris!

Oude Klaar sagt: „Wir haben für nächste Woch' einen Salonwagen durchzufahren."

Oho! recken da die Köpfe auf. Einen Salonwagen im Steinbruchland stellt nur das weiße Haus. „Ja," sagt Oude Klaar, „das weiße Haus."

Der „Athlet" sagt: „Es kann Steinbruchkönig nicht sein, er hat sein' Gicht, dann fährt er nicht."

„Es ist nicht Steinbruchkönig."

Will der Oude Klaar Geheimnisse machen? Ist noch wer sonst vom ‚weißen Haus‘?

„Der Sohn,“ sagt Oude Klaar tief und ruhig.

Da schweigen sie alle. Sie wissen nicht, was da zu sagen wäre. Der Sohn ist ihnen fremd. Wenn er mit dem Alten nicht zurechtkommt, wird er's auch nicht mit den Arbeitern und gewiß nicht mit den Steinmetzen. Sie sind dem Brotherrn zugeschworen. Sie lieben ihn nicht, aber sein Geld meistert sie. Aber die Neugier an den Tischen setzt doch mit Raunen ein. Als Thymian Tassignon ein Lied singen will, weisen sie ihn zur Ruhe. Ihre sorgenvollen Gedanken sind aufgestöbert.

Aimée Pête liegt über dem Büfett. Ihr Gesicht glüht. Sie sieht Oude Klaar zu, wie er seinen Wein schlürft.

„Habt Ihr ihn gekannt, Oude Klaar? Ihr seid all lange hier.“

„Ja, ich hab' ihn gekannt.“

„Wie sieht er aus?“

„Weiß nicht.“

„Wißt Ihr's, man sagt, daß die verstorbene Frau ihn Prinz Lié genannt hat?“

„Weiß ich nicht.“

Nun steht Simonne auf. „Kommt er für nächst' Woche, dann haben wir ihn für uns' Goûter.“

Da flimmern die Blicke aus Rotstrümpfchens halbgeschlossenen Augen. „Der Prinz kommt!“ sagte sie leise, fast scheu.

Oude Klaar nimmt Glas und Flasche und stapft zu Maman hinein. Er möcht' sein' Ruh haben, knurrt er. Die Maman sagt, er soll sie haben, jagt die Buben hinaus, geht auch in die Schenkstube und kündet ihren Gästen, nun sollen sie heimgehen, es müßt' das Haus gescheuert werden. Respekt vor

der Maman Vas rose! Sie scharren auf und gehen. Vas rose bringt dem Rotstrümpfchen schon Besen und Eimer her. Ei da ist noch einer über dem Tisch und schläft. Haïe, Sylvain! Sie klopft mit dem Besenstiel auf die Diele. Sie schüttelt ihn an der Schulter, sie patscht ihm auf den Kopf. Schließlich tunkt sie die Finger in den Wassereimer und läßt's ihm am Nacken hinuntertropfen. Da dehnt und reckt er sich. Schlaftrunkenes Gestammel und Gähnen.

Oude Klaar kommt hinterm Büfett her.

„Er muß seine sechs Stunden schlafen, hat höllisch geschuftet. Und morgen wieder so und übermorgen und bis in die nächst' Woche."

Sylvain taumelt auf, gähnt und sagt: „Haïe was, nächst' Woche! Für den Goûter bin ich da, weißt du, Rotstrümpfchen."

„Er könnt' mir doch helfen," murrt Aimée, „seht mal seine Faust! Der Koko ist von Eisen."

„Seinen Schlaf muß er haben. Er ist ein Mann im Dienst, er hat seine Verantwortung. Allons!" Er nimmt den Schwankenden unter den Arm.

Sylvain ist nun vollauf munter, lacht.

„Er ist mein Chef, siehst du, Rotstrümpfchen." Und noch im Weitergehen: „Weißt du, was er mir gesagt hat? Er sagt, wenn du's willst, wär' ich imstand ein Ei zu legen!" Sein Lachen dröhnt von der Treppe her, die er zur Kammer hinaufsteigt.

Hinter Oude Klaar wirft Omer die Haustür zu. Célina kriecht hinterm Vorhang hervor, kaut noch. Viktorien schleppt die langen Beine nach und die Säcke, die man auf die weißgescheuerten Dielen legt.

„Vorwärts!" kommandiert Mutter Vas rose. Da stürzen sie an die Tische, räumen ab. Die Gläser klirren, Stühle rücken. Wenn Mutter Vas rose bei der Arbeit ist, sitzt ihr die

Hand locker. Sie knufft Célina und ohrfeigt Viktorien. Und zieht auch gegen Omer die Hand, aber draufschlagen wird sie nicht. Er trägt Stehkragen. Uns' Feiner! Respekt! Rotstrümpfchen kehrt und putzt, kehrt, kehrt. Wenn aber die Maman hinterm Vorhang verschwindet, steht es auf den Besen gestützt, ist sehr nachdenklich. Eine Hast und freudige Unruhe ist in ihr.

Sie meint, nun müsse die Türe aufgehen, und ein Mann mit leuchtenden Ordenssternen und ringgeschmückten Händen eintreten und sagen: „Ich bin der Prinz! Wo ist Aimée Pête?"

Zweites Kapitel

Das ist im Volkshaus wie ein Bienenschwarm.

Man denke: es sind ihrer Hundertfünfzig. Sie sitzen mit glühenden Gesichtern. Und schön uniformiert sitzen sie. Sie tragen alle rote oder doch rosa oder doch rotgestreifte Stehkragen, denn ihre Gesinnung ist rot, ihre Röcke sind kurz, die Taille auch und die Schuhe amerikanisches Fasson. Aber die rote Gesinnung ist zahm. Sie sind Sozialistentöchter und gute Christen. Ihre Väter leben von sozialistischen Vorteilen, und weiter drückt sie nicht der rote Schuh. Sie werden jedoch allezeit ein großes Wort gelassen im Munde führen: Wir Töchter der Intelligenz!

Und darum sind sie heimgezogen vom Felde von Waterloo, um zu entscheiden, welches der größere Fortschritt ist: für oder gegen den Heiratsmarkt?

Sie sitzen in Bankreihen, der jüngste Kursus zuletzt, er hat nur die Bedeutung der Massenstimme in der Versamm-

lung. Ihre Blicke strahlen angriffslustig. Ihre Meinung ist: sie möchten die Welt in Stücke schlagen, nur damit etwas geschieht, etwas, bei dem auch sie dabei gewesen sind. Sie sind an Jahren unter zwanzig und verachten die Männer.

Zu diesen setzt sich el Patie, als die Vorsitzende spricht.

Die Vorsitzende spricht knapp und gut. Sie hat stumpfes schwarzes Haar, ihre Brauen sind stark und streng. Man sagt, daß sie im Gesicht ist, wie ein rasierter Pavian. Und der Volksmund heißt sie: die schwarze Thèkle. Sie spricht: „Monsieur Linard Brancq schickt folgende dringende Interpellation ein: ‚Ich frage an, ob die Gerüchte wahr sind, daß eine Stimmung in der Turnerschaft gegen den Goûter ist?‘ Nun, ich frage auch an." In den hintersten Reihen knacken die Bänke. Ein Murmeln von dort her. El Patie rückt in die Mitte der Jüngsten vor. Ihr Flüstern geht: „Braucht ihr euch feil bieten zu lassen, ihr jungen, honetten Bochelles! Habt ihr's nötig? Nein! Die alten Makrallen haben's nötig, zu denen kein Aimant mag. Seid ihr denn alte Makrallen? O nein! O nein! Eh — dann sagt's doch, dann schreit's doch heraus! All' mitsammen, all' mitsammen. Nieder mit dem Goûter!"

Da springen sämtliche Jüngsten auf: „Nieder mit dem Goûter!"

El Patie rückt die Bänke weiter, mitten in den Mittelkursus hinein. Es sind die Mitglieder mit je einer Spruchstimme in der Versammlung. Ihre Haare sind mit Sorgfalt toupiert, und sie schwärmen bei Turnreigen fürs Ballett à la Negerin, auch bevorzugen sie die Kragen rotgestreift, also gemildert radikal, denn ihre Jahre sind von zwanzig aufwärts.

Zu diesen sagt el Patie im geheimen: „Ich hab' die Erfahrung, von mir könnt ihr's hören. Warum bin ich ledig

heut noch, obwohl ich war Mademoiselle Präsident? Weil ich mich estimiert hab' und nicht jedem hergelaufenen Poussierstengel mich nachwarf. Ich hab' was auf mein' Reputation gehalten. Macht ihr's nicht auch so? Werft ihr euch weg?"

Zwei Empörte rufen: „Wir wollen uns nicht wegwerfen!"

Es springen aber drei und vier im Mittelkursus auf, die also sprechen: „Warum wegwerfen? Werfen wir uns weg, wenn wir honetten Herren den Kaffee servieren und — wenn sie unser Goût sind — ihre Galanterieen annehmen? Ist das Wegwerfen? Nein, das ist fein! Das ist fein schön! Vive! Vive das Goûter!"

Ein Wirrwarr von Stimmen und Geräuschen und Lachen. Von den Jüngsten verlieren einige die Logik und rufen: Vive!

Die schwarze Thèkle klopft auf den Tisch des Hauses und sagt, daß nicht mehr wie höchstens dreie gleichzeitig sprechen dürfen. Es spricht eine. Das ist el Patie. „Über Reputation braucht man nicht immer einer Meinung zu sein. Jeder hat so viel, als er für sich braucht. (Zwischenruf: Frechheit!) Die Sache hat aber noch ein' ander' Nase. Fragt die Buben von drei Ecaussinnes, ob nicht viele sind, die murren: Wenn uns' Bochelles jetzt die Fremden charmieren, lassen wir uns' Finger davon, dann können sie sehen, wie sie auswärts ihre Mariatsche machen!"

Durch die Mittelreihen läuft ein Raunen: „Es ist so, uns' Buben lassen uns sitzen!"

Zurufe fallen: „Liegt was dran, wenn wir auswärtige Freier haben?"

Die schwarze Thèkle klopft: „Es ist hier kein Kaffeeklatsch! Wer nicht das Wort hat, darf nicht reden!"

El Patie hat's Wort. Sie steht auf und sagt: „W e n n!"

Und setzt sich. Mag man den Zusammenhang anknüpfen.

Wenn wir auswärtige Freier haben! Bah, man hat sie doch, zehntausend Fremde. —

Da steht el Patie noch einmal auf.

„Aber die Mariatsche!" und setzt sich nicht wieder und steht wie ein Feldmarschall. „Aber die Mariatsche! Von den zehntausend Fremden haben in einem Jahre nur acht ein' Mariatsche zustand gebracht! Hört ihr's, Demoiselles? Wollt ihr euch dafür auf den Markt stellen? Die Buben von drei Ecausinnes bringen euch mehr als acht Mariatsche fertig!"

Da braust der Redestrom: „Nieder mit dem Heiratsgoûter," und einmütig sind die Jüngsten und Mittleren.

Die schwarze Thèkle winkt mit der Hand. Linard Vrancq steht neben dem Tisch und hat ein Zettelchen eingereicht. Die schwarze Thèkle liest: „Hier eine Zusammenstellung der Heiratsziffer in den verschiedenen Jahren. Im ersten Jahre, also 1903, wurden vierzehn Mariatsche mindestens infolge des Heiratsgoûters; 1904 stieg die Zahl auf siebzehn; 1905 freilich wurden nur acht wegen dem ungünstigen Wetter; 1906 aber zweiundzwanzig; 1907 gar vierundzwanzig; und fünfzehn sind schon gewesen bis Januar 1908, sechs neue sind bis März angemeldet." —

Linard Vrancq ruft: „Eh — ist das kein feines Resultat, meine lieben Demoiselles?"

„Raus!" rufen die Jüngsten. „Er hat nicht das Wort!"

Die Mittleren sagen: „Das Resultat ist süperb! Sonst kam's im Jahre höchstens auf zehn Mariatschen."

Da sind noch die Älteren, die Vorturnerinnen und Turnwarte. Sie haben glatte Haarscheitel und den Knoten im Nacken, die Kragen durchweg rosa. Sie sind entschiedene Gegnerinnen des Heiratsgoûters und sagen, sie könnten aus Erfahrung von der Zwecklosigkeit der Veranstaltung

reden. Sie waren alle einmal Teilnehmerinnen am Goûter. Aber ihre Reputation hat sie zurückgehalten, sich wegzuwerfen.

Linard Vrancq will retten, was noch zu retten ist. Er erzählt eine poetische Geschichte. Wie das ehemals im Steinbruchlande gewesen sei. Der Brauch des „Maien". Ein Birkenbäumchen wurde gepflanzt in der Maiennacht und vor der Liebsten Haus gestellt, mit Bändern farbig geschmückt. Die beglückte Maid hat in Wonne und erstem Liebesglück gebebt und hat den Allerliebsten mit seinen Freunden hernach zum Kaffee geladen. Da auch noch andre Mägdlein dabei waren, so behielt gewöhnlich der Volksmund recht, aus einem Goûter wurden zwei und drei oder aus einer Heirat gleich wieder eine. Dieses Verlobungsgoûter fand unter dem Maienbaum statt, und das war lieblich und poetisch. Aber die Jünglinge wurden Menschen ihrer Zeit, bekamen eine Abneigung gegen die Trauungsformel, und der Brauch fiel. Da war nicht Holland, sondern das Steinbruchland in Not, und so verfielen die unternehmungslustigen, energischen Ecaussinnerinnen auf die Idee des allgemeinen Heiratsgoûters, das jetzt seinen Ruf über Belgien hinaus hat.

Den Schluß formulierend, spricht Linard Vrancq zu den Glattscheitligen und sehr Erfahrenen und sehr Reservierten: „Mesdemoiselles! Eine ungeheure Pflicht liegt in Ihren graziösen Händen: Die kulturelle Tat des Goûters nicht durch persönliche Voreingenommenheit zu hemmen, unsrer guten Sache Ihren gentilen Geist zu leihen —"

Da stehen alle Glattgescheitelten auf und erklären, sie sähen in der Heirat keine kulturelle Tat, der Monsieur Linard Vrancq möge keine Phrasen machen.

Da macht Linard Vrancq keine Phrase, ruft: „Darum habt ihr jetzt die Sankt Katharina zu koiffieren, ihr alten Maschinen!"

Der Tumult schlägt ihm über dem Kopfe zusammen. Es ist zwar keine in Ohnmacht gefallen, denn das verträgt sich weder mit dem sozialistischen Standpunkt, noch mit der Turnerschaft, aber mit starken Fäusten haben sie Monsieur Linard Vrancq an die Luft gesetzt.

Danach wird abgestimmt. Hundertfünfzig Mädchenköpfe rumoren. Es gibt keine Übereinstimmung. An den Mittlern, den von zwanzig Jahren aufwärts, scheitert es, und zur Unehre aller von sechzehn bis zwanzig muß es gesagt sein, auch an zweien und dreien der Jüngsten, denen man dann freilich die roten Kragen herunterriß.

Die schwarze Thèkle zieht Summa Summarum folgendes Resultat: „Nach unsern Statuten hat eine Minderheit von mindestens fünfzig Stimmen das Recht, gegen eine Abmachung zu protestieren und abzulehnen. In diesem Falle beträgt die Minderheit vierundfünfzig. Bleibt demnach nur der eine Weg: die offizielle Beteiligung am Heiratsgoûter abzulehnen."

Monsieur Linard Vrancq verläßt türenklappend das Lokal. Man ruft: Bravo! oder Fi donc! oder: Sehr recht! oder: Scheußlich! Oder man scharrt mit den Füßen, und die Jüngsten denken daran, wie prächtig sie ihr Ballett „Die Negerin" tanzen wollten. Sie pfeifen. Sie sind sehr unlogisch. Die schwarze Thèkle weiß nicht, was sie dazu sagen soll. El Patie steht aber auf und ruft: „Wenn denn schon jetzt ein Heiratskaffee sein muß, dann wollen wir einen Antiheiratskaffee gründen!"

Bänke stürzen um, entzückte Jüngste springen auf, scharen sich um el Patie, küssen ihr die Hände, tätscheln ihr den flachen Rücken. El Patie! Vive, el Patie! Anti! Hoch lebe das Anti! El Patie soll Präsidentin des Anti werden! Auch die Ältesten treten herzu und sagen, die Sache sei zu erwägen,

sie sei die kulturelle Tat, von der Linard Brancq gesprochen habe! Das Weib befreien aus der Gewalt des Mannes! Vive! Vive! Vive! Die Frau selbständig zu machen und sie nicht der Ehe als versorgungsbedürftig zuzuführen! Die neue Frau! Vive! Vive! Vive!

Die schwarze Thèkle klopft fast den Tisch des Hauses entzwei. Ihre Rufe verhallen heiser: „Ich löse die Versammlung der ‚sozialistischen Turnmädchen' auf! Mit dem Anti haben wir nichts zu schaffen! Das ist privat! Silence!! Silence!!"

Die schwarze Thèkle läuft zu den Turnstöcken, wird dreinschlagen. Da horchen sie drei Sekunden.

„Ich erkläre zu Protokoll: die Turnmädchen lehnen eine offizielle Beteiligung beim Goûter ab. Es bleibt aber jeder überlassen, ob sie sich in einer Gruppe zusammenschließen und einen Reigen turnen will. Das ist privat. Es bleibt auch jeder überlassen, anti zu sein und einem demonstrierenden Verein gegen den Goûter beizutreten. Auch das ist privat. — Ich erkläre die Versammlung für geschlossen."

Rafft ihre Mappe zusammen und läßt den Lärm hinter sich. Von der Schar ihrer begeisterten Anhängerinnen wird el Patie feierlich zum Tische der Vorsitzenden geführt. Ihr Gesicht glüht nicht wie das der andern, es lächelt auch nicht, sie ist auch nicht begeistert, sie ist überlegen und denkt, daß sie nun ihre Chancen ausnutzen muß.

Zu den Jüngsten gerichtet, spricht sie: „Ihr seid jetzt wie gackernde Hühnchen, aber morgen kann euch einer umwerfen, wenn er kommt und sagt, daß wir ein Verein von Altjungfern sind, daß wir die Sankt Katharina koiffieren werden — bah, was hilft's, daß ihr jetzt nein sagt! Ich möchte nicht erleben, daß einer kommt und euch als Katherinaden verspottet!"

Was also zu tun wäre, wollen sie wissen. Da hebt el Patie

die Schultern und ist noch größer. „Wir nennen uns selbst ‚Verein der alten Jungfern‘!"

Magnifique sei es, jubeln die Jüngsten. Die Ältesten opponieren. Sie sind keine alten Jungfern, sie verbitten sich das! Das zwanzigste Jahrhundert kennt keine alten Jungfern mehr, es hat das Neujungferntum, das den Mann nicht zu seinem Lebensschicksale braucht, das seine Ideale anderswo sucht, das selbständig sei!

„Gut!" sagt el Patie. „Dann nicht. Ich schlage aber vor, daß wir unser Stiftungsfest auf den Tag von Sankt Katharina, also den 25. November, festlegen. Damit proklamieren wir, daß dieser gefürchtete Tag für die Ledigen jetzt unser Stolz ist."

Ein prachtvoller Gedanke! Durch Zuruf angenommen. Jetzt noch der Titel und die Statuten. Wer sich verehelicht, begeht eine große Untreue und wird aus dem Verein ausgestoßen. Wer Hochzeiten mitmacht und dabei nicht eine Schmährede auf die Ehe hält, verfällt einer Disziplinarstrafe. Ob man Bälle besuchen dürfe? Da wird eine große und allgemeine Stille.

El Patie spricht: „Es wär' auseinanderzuhalten: haben wir einen Antieheverein oder Antigoûterverein gegründet? Wir opponieren doch nur gegen den Heiratskaffee!"

Ei freilich, ei natürlich! Mag heiraten wer will, nur nicht durch den Heiratskaffee. Und so möge der Titel des neuen Vereins lauten: Antigoûter!

Man beschließt zu einem Abend einen Protestfackelzug. Und froh der getanen Arbeit verläßt man das Lokal.

El Patie nimmt die Ältesten beiseite.

„Man müßt' versuchen, die Heiratsjungfern wegzufangen. Haïe, wär's kein Triumph?"

„Es sind ein paar fünfzig."

„Sie haben ihre fein' schönen Kleider schon; es ist zu spät."

„Wenn wir nun selber am Pfingstmontag einen Vereinskaffee geben —!"

„Selber ein Goûter, aber umgekehrt. Die Herren den Demoiselles! Das ist schicklich."

Eine Älteste sagt: „Es gibt keiner einen Franken dafür."

„Wär' erst abzuwarten."

Also abwarten. Mag man's verkünden: Goûter gegen Goûter! El Patie ist für die persönliche Propaganda. Sie wird zu den Regibeaux und Taminaux und Hanotiaux gehen und wenig schwatzen und viel andeuten und die Gemüter erhitzen und stille Feuerchen legen.

Bei den Regibeaux sagt sie: „Guten Tag, habt ihr das Opferlamm schon geschmückt? Ihr hättet euch den Geschmack von zehntausend Fremden schreiben lassen müssen, damit ihr es zehntausend fremden Menschen zuliebe schmücken könnt, denn darauf kommt's doch an."

Zu den Taminaux sagt sie: „Gruß! Heut führt ihr den Ochsen zu Markt, am Pfingstmontag die Bochelles. Man müßt's doch anders einrichten mit dem Kaffee."

Zu den Hanotiaux sagt sie: „Guter Gott, wie ihr betrogen seid! Die ganze Affär' mit dem Goûter ist doch nur eine Reklame für die Bäcker, die ihre Brioches (Kuchenschnitzel) umsonst liefern von wegen der Firma, und für die Kaufleute wegen dem ‚Trappistenkaffee', und für ein' Fabrik wegen den Tassen, die sie verschenkt. Und ihr gebt eure Bochelles gratis bei! Ihr seht doch, wie ihr betrogen seid!"

Als sie das nicht sehen, weder die Regibeaux noch Taminaux noch Hanotiaux, geht el Patie verärgert fort und macht sich zum Fackelzug zurecht, denkt aber: „Lüg nur drauf zu, es bleibt immer etwas hängen!" — wiewohl sie von Voltaire, der das geschrieben hat, wahrscheinlich nichts wußte.

Bekümmerte Mienen fragen die nächsten Tage: Ob die Sonne leuchten wird? Sie wird leuchten! sagen frohe, zuversichtliche Mienen, und da beginnt man die Straßen zu schmücken. Die Balken ragen. Die Gerüste schwanken. An raspelnden Seilen ziehen sie eine Inschrift hoch, lang und schmal, von einem Hause zum andern.

„Gevatter!" ruft der Mann ‚zur guten Ecke' von der Leiter herab den vorübergehenden Sylvain Marbaix an. „Gevatter! Sieh mal ein wenig! Macht's ein' Effekt?"

Marbaix zieht kritisch die Stirne kraus, liest:

„Ce n'est pas en sucant les pouces
Que vous trouverez une épouse."
(Indem ihr am Daumen nutscht in Ruh',
Fliegt euch keine Gattin zu.)

„Es gefällt mir nicht," sagt Marbaix. „Der Spruch ist nicht gut." Sagt so und geht davon. Er möchte nichts Gutes sagen. Da lachen sie hinter ihm her: „Meiner Treu! Es ist sicher, er geht zum Antikaffee!"

Marbaix dreht sich nach ihnen um, ruft's zurück: „Kommt nur mal sehen, wo ich hingehen werd'."

„Am End' gar bei das Rotstrümpfchen?"

„Ganz gewiß bei das Rotstrümpfchen!"

„Ei, wie du blaguest!"

„Ei, so kommt doch sehen!"

Die Inschrift schaukelt im Winde. Man stellt die Leitern ab und zieht einige Schritte weiter, wo das Haus ‚zur guten Ecke' steht. Und hängen ihm die zweite Inschrift an die Fassade:

Am Ufer der Senette
Sucht euch die Amorette!

Von den Pappeln her über die Dorfstraße flattern die Blumengirlanden, werden vom Winde geschleudert. Wenn

der nur keinen Regen bringt! klagen besorgte Mienen. Aber freudige Mienen lachen: Pfingstsonne!

Am Platze du Pilori ist kein Durchkommen mehr vor Wagen, hochbeladen mit Tannen und Birken, vor Menschen, die eilfertig laufen, klettern, steigen, vor Hunden, die zwischen den Menschen rennen, vor flatternden Fahnen in den Nationalfarben schwarz-gelb-rot, vor Balken und Karren und vielem Wust, zehntausend Fremde! Holla, wird's ein Leben und Toben und Gedränge! Zehntausend Fremde! Heiratsjüngferlein, macht euch fein und honett und kokett. Es gilt die Ehre von Ecaussinnes, dem Heiratsdorf.

Die Abendschatten fallen auf die Häuser und die Straßen, und noch dauert das geschäftige Geräusch fort. Vor der Schenke Bas rose drängt alles zu Hauf. Eingekeilt zwischen zwei Häuser die Tribüne. Ragende Balken mit flatternden Fähnchen an der Spitze. Von hüben zu drüben wirren Girlanden. Weit offen stehen die Fenster der Schenke. Einer im weißen Kittel sitzt auf dem Fensterbrett, streicht an, bedächtig und sorgfältig; die Maman sieht ihm auf die Finger. Durchs Fenster hinaus reicht sie gefüllte Gläser. Es darf keiner mehr in die Stube, sie ist „gestrichen". So trinken sie draußen, lagern auf der Treppe oder am Boden. Ihre Stimmen hallen.

Da kommt's über den Platz her in dem Schatten der Dämmerung, ganz blühweiß duftig, schwebend, eine weiße Wolke, immer näher, bauschend, schneeweiß. Aus dem Fenster des Oberstockes beugt sich Rotstrümpfchen, winkt der weißen Wolke. Man soll acht geben, o fein Obacht! Und ruft den Männern hinunter: „Eh, meine Herren! Stehen Sie auf, machen Sie Platz, wenn's gefällig ist! Ah bien merci!"

Die Männer treten zur Seite, und hinein ins Haus

schwebt die weiße Wolke, auf ausgestrecktem Arm der Nähterin: die Festtagsrobe der Mademoiselle Präsident.

Und noch viele weiße Wolken schweben an diesem Abend, da und dort, in der Straße du Nord und am Platze de la Ronce und bis hinter an der großen Ruine, die in einem zerfallenen Garten steht und wo im nahen Umkreis die Regibeaux, Taminaux, Hanotiaux wohnen.

„La Senette!" gellt langgezogen der Ruf auf den Straßen, auch über den Platz Pilori. Als Omer Pête, der Zeitungsträger, auf den Platz tritt und das grüne Journal schwenkt, greifen die Männer vor der Schenke Bas rose danach. Die Blätter knistern in ihren Händen. Die Maman stellt ein Licht aufs Fenster. Ein Schein strahlt heraus, und sie lesen.

Es ist da im grünen Journal „Senette" eine Rubrik „Ärgernisse", die Beschwerden aus allen drei Ecausinnes zur Sprache bringt. Als Tribut verlangt die Redaktion von jedem Einsender zehn Centimes zum Besten der Organisation des Heiratskaffees. Und in dieser Rubrik steht eine unheimliche Geschichte in einem einzigen Fragesatze: „Ist's wahr, daß dem großen Goûter eine Gefahr droht?" und beigefügt sind zwanzig Centimes und die Unterschrift: „Auf daß ich mich verheirate." Man liest aber weiter und sieht, daß die Gefahr schon an der Türe steht. „Man möge auf dem Platze de la Ronce die Ruine im Auge behalten" und zwanzig Centimes für die Kasse des Goûter und die Unterschrift: „Auf daß er mich liebt." Da steht noch dies und das an Anfragen und verspäteten Gaben fürs Heiratsfest. Und so harren sie alle, die süßen coumères, dem Unbekannten entgegen, der kommen wird, um ihr Lebensschicksal zu besiegeln. Ob er mich lieben wird? Maßliebchen, Feinsliebe, Gretchenblume, gib Antwort!

Aber die Männer, die im trüben Widerscheine der Lampe lesen, lassen die knisternden Blätter aufs Knie sinken. Was das mit der Ruine sei, ob die Regibeaux, Taminaux, Hanotiaux Verrat planen? Nein, sie senden ihre Mädchen im Hochzeitsputz. Wer wohnt da in der Ruine? Zugewanderte, auch der Paternotte. Haïe, was Paternotte! Hat man jemals den Paternotte an irgendeiner Sache mitgezählt?

Es kommt aber über den Platz Pilori quer herüber der Thymian Tassignon, reißt sein feistes Gesicht zum Lachen und erzählt, man werde gleich etwas sehen und hören. Und ruft zu dem Rotstrümpfchen hin, das wieder zum Fenster herauslugt, es soll zur Dachluke hinaufsteigen, und gen Carrières soll es ausschauen, es werde da einen Schein aufklimmen sehen, Qualm und Teergeruch. Und wie er noch spricht, tönt ihm schriller Marschgesang in die Rede. Über die Häuser herüber wirrt trübroter Fackelschein. Der Qualm steigt in Säulen auf. Die Leute laufen an die Türen. „Hört ihr's?" ruft Tassignon, „da sind sie!"

Sie drängen schon durch die Gasse auf den Platz. In gleichem Schritt und Tritt. Ein flottes Marschlied. Die Jüngsten voran. Ein Schild hoch im Qualm. Die Männer recken die Hälse, lesen:

„Anti-Goûter-Verein."

Und nach folgen Schildträgerinnen: „Nieder mit dem Heiratskaffee!" — „Pfui dem Heiratsmarkt!" — „Heiratsdorf, erkenne deine Schmach!"

Und vorüber, und neue Schildträgerinnen:

„Ein Weib, das sich suchen läßt,
Ist doch die best'."

„Im Land der Steinbruchminen
Hoch die Katharinen!"

Und singen im Chorus den Refrain:

„O Ecaussinnes, du bist genannt
Das Heiratsdorf im ganzen Land!“

Vor Bas rose springen die Männer auf, schäkern und lachen. Näher kommt der Zug, Schritte hallen, Lieder prallen, Spottrufe, Pfiffe gellen. Man schwenkt die Fackeln, die Schilder. Gewirr und Lärmen wälzt sich her gegen Bas rose.

„Eh, Bibi! Eh, Bibi!“ rufen auch die andern. „Komm heraus aus der Katharinade! Übermorgen ist dein Herz kaput!“

Die Mädchen sprühen: „Nieder mit dem Heiratskaffee!“

Die Buben: „Ah, bis der Rechte kommt!“

Die Mädchen mit Fackeldrohen: „Pst! Wir blasen!“

Die Buben neckend: „Bah — Bibi! Bibi!“

Und dann marschieren die Ältesten auf, und die Buben sagen: „Uff lala!“

Die Ältesten reagieren nicht darauf, sie kommen mit Hochmut und Würde und Verachtung alles dessen, was da keucht.

Da sind die Buben aufgestachelt und machen: „Kß! Kß!“ Und hetzen und pfeifen und johlen. Aber mitten hinein ein Ruf: „Sylvain Marbaix!“

Die Gesichter drehen sich nach Bas rose — zum Fenster hinauf. Dorthin flog der Ruf. Ein Alarmruf. In dem Dunkel der Kammer eine weiße Gestalt. Der Fackelschein fällt über sie. Rotstrümpfchen im Festtagsputz. Es beugt sich aus dem Fenster heraus, verwundert und unvorsichtig und schön und unbewußt demonstrierend. Die Buben schwenken die Mützen: „Vive! Vive! Vive! Die Königin des Heiratsdorfes!“

Da fährt Rotstrümpfchen mit einem Aufschrei zurück — vor ihr splittern Funken auf — eine Fackel flog herüber, klatschte auf das Fensterbrett nieder, zerstäubte — und mit

einem Flammenwirbel hinunter zu Boden. Sacki! Was gibt's? Horreur! Schande! Auf wen war's gezielt? — Auf wen anders als auf die Königin von Ecaussinnes! Wollte man sie töten? Ei, nein, den Feststaat zerbrennen! Das Gesicht zerstören! Haïe, so was Fürchterliches! Wer war's?

Und schon ist der Zug vorüber. Mächtig schwillt der Marschgesang.

Es kommen einige Buben und melden: el Patie habe keine Fackel mehr. —

⊕ ⊕ ⊕

Von Station Carrières her schrillen die Signale. Die Rangiermaschinen rasseln. Die Lichtkreise der Signallaternen wirren weithin in die Abendluft. Und eine Unruhe, ein Flimmern und Blitzen, Tuten und Pfeifen. Es ist, als wolle Sylvain Marbaix, der Angerufene, seine warnende Antwort geben.

Er ist nicht auf Fahrt, er hat Rangierdienst. So hofft er, daß er zum Pfingstmontag nur eine kurze Fahrt hat und für das Fest zurück ist. Er fühlte sich gestoßen und gedrängt, in diesen Stunden um das Rotstrümpfchen zu sein. Er ist bislang von schlimmen Träumen gehetzt. In der Schenke Bas rose hat er gelacht und gesungen, aber es tat ihm im Innersten weh, so als habe er sich selbst geprügelt. Es ist sehr merkwürdig mit ihm. Er tut etwas und fühlt hintennach, daß es nicht das Rechte war. Wenn die Maman Bas rose nicht mit ihm geredet hätte, wäre es ihm nicht ums Singen und Lachen gewesen. Aber die Maman hat den Stachel in ihm totgeredet. Wenn ihm jetzt die Maman begegnete, würde er ihr sagen: „Maman Bas rose, es war so gut wie gelogen von Euch.“

Spät in der Nacht ist er auf dem Heimweg. In Bas rose

ist man noch in voller Geschäftigkeit. Er muß an der Tür die Schuhe ausziehen und auf Strümpfen durch die weißgescheuerte Stube gehen.

In Rotstrümpfchens Kammer flackert das Licht. Er bleibt auf der halben Treppe stehen. Und halblaut: „Haïe, Bibi, bist du noch auf?"

Ihre Stimme aus der Tiefe der Kammer: „Fast noch! Aber ich hab' wirklich kein' Zeit —"

„Auch nicht, um ein bißchen die Tür aufzumachen und mir die Hand zu geben?"

„Geh, Koko, sei gut und genier' mich nicht."

„Morgen ist Pfingstsonntag."

„Ja."

„Ich hab' nur eine Fahrt, ich werd' für Montag da sein."

„Ja, siehst du! Gut' Nacht, Koko."

„Freut's dich auch, Aimée?"

„Ja, es freut mich."

Er möchte ein weniges die Tür aufmachen und sehen, wie das gemeint ist, ihr Gesicht möchte er sehen. Ob es nicht unwillig zuckt? Oder höhnisch? Ja, das Gesicht möchte er sehen, und es quält ihn, daß er es nicht sieht.

Sie fragt in die Stille: „Bist du noch da?"

„Ja, ich möcht' dein Gesicht sehen."

„Lieber Koko, du bist manchmal verrückt."

„Ich kann nichts dafür, ich traue dir nicht mehr, Aimée Pête."

„Warum?"

Das ist einfach, aber verblüffend. Er ist ganz hilflos, er fragt: „Bin ich der — der für dich ist?"

„Ich weiß nicht."

„Ich werd' am Montag da sein!" Es klingt wie eine Drohung.

— —

„Ja — Gut' Nacht, Koko."

Da steigt er die Treppe vollends hinauf und geht leise in seine Kammer.

⊕ ⊕ ⊕

Die blanke Pfingstsonne strahlt aus den weißen Wolken. Die Tauben fliegen vom Kirchturm auf und in die Herrgottsfrühe hinein. Als Sylvain Marbaix das Haus verläßt, ist Rotstrümpfchen hinter ihm. Halte-là! Er soll nicht vergessen, die Kiste mit den Brioches, den Kuchenschnitzeln, die der Lieferant gratis dem Heiratskaffee spendet, zeitig von der Station herüberzuschicken. Sie ergreift seine Hand, drückt sie warm und zärtlich. Wie sie heute ist! Lieb und gut und weich. Und lächelt dabei, und dann waren zwei blitzende Zähnchen zwischen den rotschwellenden Lippen sichtbar, und ein verhaltener Blick flog über ihn hin. Und dem Sylvain Marbaix war's, als habe sie ihn reich mit Zärtlichkeit beschenkt. Er ging und war warm voll Freude.

Überall flattert der Festtagsflitter. Die Straßen sind wie verwandelt. Sie sind Hochzeitswege. Die Häuser sind lebendig geworden und schwenken aus allen Fenstern und von den Dächern herab die Fahnen und Fähnchen. Kein Schild am Hause, das nicht ein Willkommen für die Freier hat, das die Liebe preist und zur Heirat lockt. Da ist das Verkaufshaus ‚Drei Fliegen auf einen Schlag'. Vor seiner Fassade schwankt die ungeheure Affiche mit den farbigen Lettern: „Achtung! Achtung! Es wird Hochzeit sein. Das Goûter hat euch vereinigt. Das liebende Paar geht zum Standesamt, von dort aus, bitte links, zum Herrn Curé, und nun, wenn's gefällig ist, einige Schritte nur zum Möbelhaus, dicht beim Gemeindehaus. Betten, Schränke, Stühle auf Kredit! Drei Gänge auf einem Weg. Drei Fliegen auf einen Schlag!

Vive die Mariage!" Es ist wie ein Gelächter in der Morgeneinsamkeit. Marbaix wundert sich, wie die Menschen ferne Pläne schmieden und Sorgen tragen, wie ihre Wünsche nach außen gehen und weit aus der Seele und vom Hause und so geschäftlich und so jagend. Er sorgt und hastet nicht. Er wälzt keine Pläne. Er läßt den Alltag werden und vergehen und sagt von ihm, daß er schön war, wenn er sein Rotstrümpfchen freien konnte, und daß er häßlich war, wenn ihm kein Rotstrümpfchen in den Weg lief. Ja, was für einer er ist! Anders wie das Rotstrümpfchen. Das hat so sein Sehnen und Wünschen, so weit fort von seinem. Er denkt, man hat's verwöhnt, das Rotstrümpfchen. Es sagt ihm jeder was Liebes, und jeder hat schon mal sein Herz verbrannt an ihm, und dann sehen sie, daß das Rotstrümpfchen nichts für sie ist, nichts für irgendeinen und schütteln die Köpfe, daß der Sylvain Marbaix es aushält.

Ei, nun ist die Hast und Unruhe wieder in ihm. Er denkt, wenn er nun zurückgehen und darauf dringen würde, die Verlobung öffentlich zu machen — noch vor dem Heiratskaffee — dann sei alles gut, dann könne er beruhigt seine Fahrt machen. Und könnte wieder lachen.

Nun fängt er an zu laufen, daß er keucht. Er will diesem dummen Gedanken kein Gehör schenken. Holla! Flott zur Fahrt! Montag —?

Oude Klaar kommt ihm entgegen, sagt: „Es sind drei Extrazüge eingestellt, auch ein Salonwagen."

„Ein Salonwagen?"

„Ja, vom ‚weißen Haus'. Da werden wir wieder auf Fahrt tot liegen."

„Nein, Oude Klaar, wir müssen durch!"

Der Alte sieht ihn scharf an. „Heizer, wo deine Maschine ist, da bist du!"

Da sagt Sylvain Marbaix fest und gewaltsam: „Oude Klaar, am Montag muß ich in Ecausinnes sein!" — — —

Der Pfingstsonntag zeigt bis in den Spätnachmittag hinein sein glutendes Fremdengesicht. Es ist, als wolle die Sonne nicht untergehen und hänge in goldstrahlenden Wolkennetzen gefangen.

Dann, als habe sie nur ein paar Nachtstunden versteckt hinter dem Wolkenberge gelauert, ist sie schon wieder in grauer Morgenfrühe auf ihrer goldenen Bahn.

Dreiviertel zehn schwanken schon die ersten Fremdenzüge in Ecausinnes-Carrières ein, zerteilen sich in Scharen und Gruppen auf dem Platze an der Station, auch Radfahrer und Motorfahrer, Frauen und Kinder. Ein Photograph ist zur Stelle und knipst und fertigt Ansichtskarten mit der Aufschrift: „Einzug der Fremden." Er wird harren, bis der Cortège durch die Straßen Aufstellung genommen hat, und wird knipsen: „Der Einzug der Freier."

Die Fremden ziehen ihre Wege. Wohin? Wenn's gefällig ist — zum Gemeindehause. Nun denn, auf nach Ecausinnes-Lalaing, dem Heiratsdorfe. Rotbacksteinern wie die meisten der dortigen Gebäude steht das Gemeindehaus. Sechs Treppenstufen hoch in das gewölbte Entree. Schaukelnde Girlanden hängen in dem Eingang, sie schlängeln um eine Affiche: „Das goldene Buch." Nun weiß man's, nun drängt man zu dreien und vieren und in Scharen hinein. Einzeichnung in das goldene Buch! Die Damen bleiben zurück, die Herren verlieren sich im Gedränge. Und Jünglinge lachen, und Männer mit reifen Köpfen lächeln. Ernste, feierliche Gesichter gibt's, die mit treuer Ehrenhaftigkeit zum Fest der Liebe gehen, und Tölpel und Lümmel und Schüchterne und Beschränkte. Und jeder hofft zu finden, was er sucht, ein Weib seiner Wahl und dessen Wahl er ist. Da wird's

denn offenbar, welch großes Glück es ist, daß der Gusto der Menschen so verschieden ist. Als sie aber aus dem Gemeindehause wieder herauskommen, strahlt ihnen allen ohne Ausnahme die Heiterkeit aus den Augen. Auf ihren Händen balancieren sie ein zierliches Täßchen. Andenken an das Heiratsdorf.

Und wie da die Namen waren im goldenen Buche! Li hing tschang, Napoleon, auch ein japanischer Graf.

Ein dicker, schweißtriefender Herr ruft einem jüngeren zu: „Bist du vielleicht der Japaner?"

Auf den Ruf hin schnellt ein kleiner, schmächtiger Herr herum, sieht sich scharf den Dicken an. „Zielt das auf mich?" fragt er seinen Begleiter. Da er zu diesem spricht, muß er zu ihm hinaufschauen. Aber der Große lächelt zu dem Kleinen herab: „Man denkt nicht daran."

Und schon hat der Kleine die heitere Laune wieder. Sein gelbliches Gesicht fältelt im Lachen, seine Schlitzaugen funkeln angriffslustig. Nun kommt auch der zweite Herr seiner Begleitung und berichtet, daß man sich schon zum Cortège formiere.

„Noch nicht," wendet der Große ein. „Sehen Sie nicht, wie die Leute nach den Steinbrüchen eilen? Für heute sind die zur Besichtigung freigegeben. Wenn Sie nicht vorziehen, die Kirche Sankt Adelgonde in Augenschein zu nehmen, führe ich Sie jetzt zum Schlosse der Grafen Lalaing."

Der Gelbe steht und überlegt.

„Ich möchte wissen, was mit der Kirche Sankt Adelgonde ist."

„Mausoleen von Fürsten, Grafen, Äbten —"

„Ist nichts," winkt er ab.

„Grabsteine von Blandina Rubens und Simeon du Parc, Chorstühle mit kostbarer Eichenskulptur aus dem sechzehnten Jahrhundert und den vier Evangelisten."

„Finde ich überall. Es ist nichts mit der Kirche Sankt Adelgonde."

„Also zum Schloß."

Der Große schreitet weitaus. Wenn eine grande dame ihn sieht, wird sie sagen: „Er hat Taille." Aber es sieht ihm keine grande dame nach. Es sind taufrische Mädchen, die hinter ihm her sagen: „Er geht vornehm, seht ihr? Er sieht uns auch nicht an, er ist stolz. Wenn er zum Goûter kommt, werden wir nach ihm sterben vor Liebe." Das sagen die Mädchen, obwohl seine nachdenklichen Augen hinter dem schwarzgeränderten Kneifer nicht nach ihnen sehen. Sie sagen auch, daß sein heller Anzug fein ist und sein schwarzer, kurzhaariger Schopf auf das bleiche Gesicht fast einen düsteren Schatten wirft. Und sagen noch, wie dies Gesicht schön sein müsse, wenn es lächelt, und wie das Weib glücklich sein müsse, für das es lächelt!

In der Richtung zum Schlosse verschwinden die drei Fremden: Der Große, der Kleine, der Bleiche, der Gelbe, und als dritter Unscheinbarer ein Durchschnittsherr, nicht alt, nicht jung.

Sie schlendern durch die meist leeren Säle, ihre Schritte hallen. Die Sonne brennt durch die bunten Scheiben und wirft Farbe und Gold auf die Mosaikböden und die ernsten Wände. „Schon fünfzig Jahre steht das Schloß unbewohnt," sagt der Große.

Der kleine Gelbe schreitet mit schnellen Schritten voraus. „Höre ich dort nicht reden einen Ciceron'?" Er weist mit dem ausgestreckten Arm nach dem Monsterkamin. Eine Gruppe Andächtiger davor. Linard Brancq ist der Führer. „Allons!"

Linard Brancq klopft an das Getäfel des Kamins: es sei gotisch; weist zu dem Gemälde hinauf: es sei Adam und Eva im Paradiese.

Bitte, Herr Linard Brancq, wer der jetzige Besitzer des Schlosses sei? Die Prinzen von Arenberg. Ei sieh mal an, ein Prinz sei auch heuer eingeschrieben ins goldene Buch. O, bitte, kein Prinz, es sei ein Graf. Und einer weiß es bestimmt, ein Graf Todo Yokeitha, also ein Japaner. Dann stößt einer den andern an, denn hinter ihnen steht einer, der aussieht, als käme er aus Japan. Er steht mit verschmitztem Lächeln und horcht und findet alles sehr amüsant. Als er mit dem Großen reden will, sieht er diesen in der hochbogigen Fensternische, nachdenklich und still. Vielleicht sieht er die Schlote des Steinbruchlandes ragen oder die leuchtenden, blauen Steine oder das weiße Haus, wie einen stolzen, leergestorbenen Palast.

Neue Stimmen, neue Menschen, im Turmzimmer eine Fremdengruppe. Eine Mädchenstimme sagt: „Es ist das Jagdzimmer des Herrn. Flinte, Hut, sogar seine Joppe hängt noch darin."

Sie versucht die Tür zu öffnen, macht Anstrengungen, es geht nicht. „Sie sollen nicht hineingehen!" denkt der Herr in der Fensternische. „Es ist privat."

Da bemerkt er, daß die Führerin der Gruppe sich die Hände rot schindet an dem komplizierten Schloß, und daß sie jung ist —!

Er tritt eilig herzu, schiebt die Tür zurück, die sie nach innen drücken wollte. Sie ist überrascht und vergißt zu danken. Es überrascht sie, daß er ein Fremder ist und die Mechanik dieser Turmtür kennt, und daß er ihr diese Dienstleistung so selbstverständlich höflich und den Dank ablehnend tut. Ihr schneller Blick streift ihn. Er scheint verschlossen, fast umständlich feierlich in seiner Zurückhaltung. Man könnte ihm kein herzliches Wort sagen.

Ein Herr wendet sich zu ihr: „Mademoiselle Präsident."

Da bleibt der Große in der Turmtür stehen, drückt seinen Kneifer ein, folgt mit interessierten Blicken der Gruppe. Die Führerin öffnet die Turmfenster, eine weite Aussicht wird frei. Sie reckt den Arm hinaus, zeigt und erzählt. Ein reiches und wohlhabendes Land sei es, das Steinbruchgebiet, das Land Carrières. Aber was für Steine! Ob man sie aufragen sehe in der blanken Sonne? Der Regen hat sie glattgewaschen wie Politur. Der helle Himmel spiegelt darin. Und wo sie unter der Erde in tiefem Schacht lagern, leuchte das blaue Dunkel in ewiger Nacht und ganz märchenhaft verzaubert. Man berichte von Grotten, die dort in den Felsen aufgebaut sind, von dem stillen, alten See, in den das Wasser der Senette hineinspült, und von dem die Sage geht, daß ein Einsiedler in einer der blauen Grotten den Teufel, der ihn versuchen wollte, in den Abgrund schleuderte, und dort der See herausquoll, daher Höllenkessel genannt. Und zu erzählen sei auch von dem weißen Hause zwischen den ragenden, blauen Felsen. Ein alter, unwirscher Mann hause darin. Er sei ein König dieses Landes und müsse einsam sterben. Er habe ein Königreich und viele Untertanen, und man wisse nicht, ob er glücklich sei.

Da wirrt das Gespräch der Fremden um diesen König und dies Königreich.

Hinter Aimée Pête, der Führerin, sagt aber ein Mann: „Der König im weißen Hause hat auch einen Sohn, wissen Sie das?"

Als sie sich umdreht, sieht sie den Fremden, den sie nicht liebt.

„Ich weiß das, aber was kümmert uns hier im Land der Sohn?"

„Er wird hier einmal König."

„Man weiß das nicht."

„Was weiß man also von ihm hierzulande?"

„Daß er mit dem Alten aus dem weißen Haus sich nicht verträgt und weit fort übers große Meer ist. Vielleicht kommt er nicht wieder."

„Er ist zurückgekehrt!"

Ihr Blick jagt an ihm hinauf. Da nähern sich die Fremden und haben viele Anliegen an Mademoiselle Präsident. Der Große fühlt einen Schlag auf seinen Arm. „Eine scharmante Kleine! Wie spricht sie?" Der kleine Gelbe blinzelt zu der abziehenden Gruppe, deren Mittelpunkt die Präsidentin des Heiratskaffees ist, geht ihnen langsam nach. Der Große erwidert: „Ich kann darüber nicht urteilen."

„Sagen Sie noch nicht: Allons! Wir müssen hören mehr. Sie ist charmant —"

Breit und königlich führen die Stufen in der Halle des Treppenhauses hinab. Auf der halben Treppe hat der Gelbe Aimée Pête eingeholt.

„Ich bedaure sehr, aber sehr, nicht gehabt zu haben die Ehre, Sie sprechen zu hören, Mademoiselle. Was der Monsieur dort von den schönen, sehr schönen Bildern sagt, interessiert mich nicht, aber gar nicht!"

„Sie kommen ja zum Goûter, da hören Sie mich reden," sagt sie selbstsicher.

„Werde nicht versäumen, sicher nicht."

Sie sieht nach seinem Hut, den er in der Hand hält. „Aber Sie haben keine Karte zum Goûter!"

Der Gelbe fährt erstaunt herum zu dem Großen. „Haben mir nichts gesagt davon."

„Die Karte berechtigt zur Teilnahme an dem Goûter." Kurz und ablehnend.

„Jawohl ja, zur Teilnahme!"

„Als Anwerber?"

„Jawohl ja, als A n w e r b e r!"

Da hat der Große nur ein Achselzucken.

„Wie Sie wollen, Graf."

In diesem Augenblicke glaubt Aimée Pête ihn hassen zu müssen. Aber schon ist Graf Todo Yokeitha in großer Liebenswürdigkeit neben ihr, nickt ihr zu mit verschmitzt lächelndem Gesichte. „Ich werde kommen, Mademoiselle, ich werde kommen." Sie schickt ihm ihr Lächeln mit blitzenden Zähnen und den schimmernden Blicken hinter halb geschlossenen Lidern zurück. Der Große hebt flüchtig seinen hellen Seidenhut. Das ist sein Gruß.

„Nun, wie gefällt sie Ihnen?" fragt heiter Graf Todo.

„Sie öffnet die Augen nicht, so kann man nicht wissen, ob sie gut — oder schlecht ist." Und er wundert sich, daß ihr flüchtiges Bild ihm so markant geblieben ist.

„Ob gut oder schlecht, ist mir egal, aber sehr! Ob hübsch oder nicht, ist mir gar nicht egal! Ich werde mich sehr freuen auf die kleinen Ecausinnen, sie sind sehr scharmant, sehr!"

„Man müßte ihr die Augen öffnen," sagt er vor sich hin. Da Graf Todo mit verständnisvollem Aufblitzen seiner angriffslustigen Augen und einem entzückten: „Ja, nicht wahr!" darauf reagiert, mißstimmt es ihn. Warum? Er meint, weil es einfältig von ihm ist, über ein Landmädchen nachzudenken.

⊕ ⊕ ⊕

Von Menschen und Wagen belebt ist die Straße von Carrières bis zum Heiratsdorfe. Scharenweise ziehen sie heran, die Aimants mit den Karten zum Goûter an den Hüten.

Karte zur Teilnahme am Heiratskaffee
am Montag zu Pfingsten in Ecausinnes-Lalaing.
Preis 10 Cent.

Sie schwenken ihre Hochzeitstäßchen. Andenken an dies merkwürdige Fest. Ein Liebespaar in Porzellan eingebrannt. Schon ordnet sich der Festzug. In ihrer Kammer hastet Rotstrümpfchen in den Festtagsstaat. Ihre Gedanken sind in Hast. Graf hat er gesagt, Graf! Es ist ein Graf da! Wenn jener schon ein Graf ist, muß dieser ein Prinz sein! Es ist ein Prinz da! Und nun steht Rotstrümpfchen in der Kammer und denkt nicht mehr daran, daß er ein Prinz ist, fühlt körperliches Weh und Unbehagen und eine große Unlust am Festjubel, dem sie vor einer Stunde noch in heißer Sehnsucht entgegengeharrt. Sie zerrt an dem Flitterstaat mit nervösen Händen, und wenn sie ihre Gedanken auf die Rede bannen will, die sie nun gleich halten muß, spricht sie die Worte des Mannes nach, der sie empört hat, der ihr die Freude an ihrem Triumphe genommen hat, und sie weiß nicht, warum und wie. Das Blut jagt in ihr. Sie denkt darüber nach, was sie ihm sagen wird, wenn er nun wieder in ihre Nähe kommt. Kalt und stolz wird sie sprechen wie er. Sie wird vor ihm geheim zittern und ihn beleidigen und kränken. O, wenn er nur käme! Mein Gott! Ist ihr Inneres schon erfüllt von ihm? Ja, ja, denn sie haßt ihn!

Ein Ruf von unten herauf: „Aimée! Aimée!" Ob sie fertig sei? Simonne wartet schon im weißen Kleid, und über den Platz her kommen noch die Rosée Taminaux, Marie Regibeaux, Zelie Huwart. Im eiligen Schreiten flattern ihre hellen Kleider. Und so füllt sich mit duftigem Kleiderbauschen und blühweißem Festtagsputz die Schenkstube Basrose an.

Es sind die zwölf Ehrenjungfrauen, die der Heiratskönigin Geleit geben bis zum Schulhause, wo die übrigen sich versammeln. Zwölf Auserwählte, die ungeduldige Rufe zu Rotstrümpfchens Kammer hinaufschicken. Schon dröhnen

Böllerschüsse aus dem Tale der Senette herauf, Musikklänge vom Gemeindeplatz her. Der Zug! Aimée Pête! Ei guter Gott, Aimée Pête! Da kommt sie herein und ist nicht eilig. Mit aufgeregtem Geschwätz umschwirrt man sie. Allons! Allons! Die Maman drängt sie hinaus. Ah guter Gott, die helle Freude ist ihr zerbrochen. Warum? Warum? Sie möchte droben auf der Kammer hocken und nachdenken und still sein. Ei, wie ist ihr denn? Mitten auf dem Platze dreht sie sich nach ihrem Kammerfenster um, als sei dort jemand zurückgeblieben, zu dem ihre Sehnsucht rankte. Und Böllerschüsse zerplatzen in blanker Sonnenluft, und Fahnen flattern, und frohe Klänge dröhnen. Allons! Allons!

Im Fenster Bas rose liegt Viktorien und über ihm Omer und über ihm Célina, und hinter ihnen auf dem Stuhle steht stolz lächelnd die Maman.

Zwölf weiße Wolken wehen um eine einzige königliche. Und fern über den Platz sind sie verschwunden um eine Hausecke.

Näher kommt der Festzug. Schrill und disharmonisch, eingequetscht in der engen Straße, dröhnt die Blechmusik, die Neutralité an der Spitze, und mit jubelndem Cymbal und Triangel das Echo. In Reihen zu zweien und dreien die Junggesellen, auch auf Velos und Motors, ihnen nach die unabsehbare Menge der Fremden und Einheimischen, flankiert von der schmucken Garde civique.

Als sie auf den Platz du Pilori einbiegen, haben sie die Schar der Heiratsjungfrauen inmitten. Da sie in langer Linie zu der Tribüne hinaufsteigen, zeichnen sie sich in dem dunkeln Gedränge ab wie ein weißer Lichtstreifen. Linard Brancq folgt mit einer Deputation der fremden Freier und spricht den Dank der Junggesellen für den herzlichen Empfang und den schönen Zweck der Veranstaltung aus, überreicht der

„lieblichen und schönen Mademoiselle Präsident" einen Riesenstrauß, hebt den Arm und ruft sein Vive! Der Widerhall von tausend Stimmen hallt über den Platz. Vom Balkon des Nebenhauses fliegen blühende Heckenreiser, in Vasrose stehen sie in den Fenstern, sogar am Dachfenster, eine Petarde platzt in der wogenden Menge, getretene Kinder und Hunde kreischen und Schutzleute schimpfen. Und nur die freundliche Sonne lacht unveränderlich.

Bum! Bum! Unter dem dumpfen Schall der Schüsse und den schrillen Musikklängen setzt sich der Zug nach dem Platz de la Ronce hin in Bewegung.

Da ist's um die Zeit des Tages, wo aus allen Ortschaften des Steinbruchlandes die Neugierigen sich auf den Weg machen. Es flog ihnen das Gerücht zu, Ecausinnes, das Heiratsdorf, sollte geehrt werden durch einen Prinzen, und so kommt's, daß bis Ecausinnes-Enghien fast kein Haus mehr ist, wo nicht eine Stimme spricht: Der Prinz ist da!

Die von Carrières giften sich und sprechen: „Was kann ihnen ein Prinz nützen? Er heiratet keine Ecausinoise."

Und freuen sich und sagen ihren Buben: „Ihr sollt nicht nach Lalaing gehen!"

Die von Enghien giften sich auch und sprechen: „Man wird sich fragen müssen, warum ein Prinz kommt?"

„Er macht sich lustig, der Prinz." Freuen sich sehr und sagen ihren Buben, sie sollten keine von Lalaing zum Tanze holen.

Die Mittagsglocke frohlockt vom Turm. In der heißen Luft wogt ein Sirren und Flimmern und Musizieren, als sei droben eine Musikantenstadt aus den Wolken gefallen und senke sich auf das Heiratsdorf nieder. In der hellen Sonnenluft flattern die weißen Gewänder. Ein Rauschen und Bauschen! Eine gigantische Wolke, weißduftig und festlich

und heiratslustig. Die Mademoiselle Präsident mit ihrem Hofstaat, zwölf sittigen Jungfrauen mit gepreßten Taillen und roten Händen. Sie schweben durch die Menge, die sich teilt und eine Bahn freimacht.

Ein Lachen ist hinter ihnen her, ein schrilles und böses. Was will die el Patie? Man reckt die Hälse. Sie kommt geputzt und im Rosenhut.

Er ist breit und groß, wie ein Garten ist er. Die große el Patie mit dem großen Hut überragt den höchsten Mann. Aber der Kopf ist klein, die Augen auch, der Mund auch. Die Nase ist an der Spitze hakenförmig gekrümmt, als müsse sie einmal unversehens hineinbeißen.

Als die Leute die el Patie lachen hören, sagen sie: „Das bedeutet, meiner Treu, nichts Gutes."

Die el Patie aber geht unter ihnen lustig und gesprächig und verträgt freche Witze und gibt sie zurück. Sie bleibt aber hauptsächlich bei den Vätern stehen, die ihre Mädchen beim Heiratskaffee haben, und bei denen, deren Töchter nicht in den auserlesenen Zwölfen sind.

„Bonjou', Gevatter, schöne Aussichten für Euer Mädchen, ein Prinz ist da. Wenn er sie jetzt gleich bei den Zwölf sieht."

„Sie ist nicht bei den Zwölf."

„O Pardon, ich wollt' Euch nicht beleidigen," und geht weiter. Der Mann aber denkt hinter ihr her: „Will sie mich nicht beleidigen! Also ist's eine Beleidigung. Tonnerre!"

Da steht die el Patie zwei Armlängen weiter und spricht: „Gevatter, Eures ist das Schönste von den Zwölfen."

„Es ist nicht unter den Zwölfen."

„Ist die Simonne Hanotiaux schöner als Eures?"

„Ich dächt' nicht, guter Gott! Simonne Hanotiaux ist zu dick."

„Bais — die Simonne Hanotiaux ist unter den Zwölfen."

„Aber meint Ihr nicht, Gevatter Huwart," und spricht mit dem Nächststehenden, „daß die Rosée Taminaux beim Goûter die Hübscheste ist?"

„Wie kannst du schwatzen! Sie ist zu dick."

„Aber sie ist bei den Zwölfen, und das sind die ausgesucht Schönsten."

„Haïe, daß ich nicht wüßt'!" rufen drei Männer zugleich. Es sind diejenigen, die ihre Töchter nicht unter den Zwölfen haben.

„Bien, dann hat das Rotstrümpfchen schlecht ausgewählt," sagt die el Patie leichthin und überschreitet quer den Platz und geht durch eine Mauerpforte einen terrassenförmig aufsteigenden Garten hinan, wo hinter dichten Bäumen mit zerklüfteten Mauern die Ruine auftaucht. Es rufen Stimmen, die den Einzug der Heiratsjungfern zum Hauptfestplatze künden. Das Gedränge auf dem Platze wird fürchterlich. Mit schwerem Stapfen rückt die Garde civique an. Mit Rumfuchteln und Lanzenstößen Platz da! Die Menge schwankt, wankt, turbelt und staut. Kein Zurück mehr und kein Vorwärts!

Ein Waldhornbläser steht in Heroldstracht und schmettert sein Signal.

Frohe Rufe im Menschengewühl, Kränze und Schleifen. Und hoch auf der Tribüne die weiße Korona. Die Stimmen wogen. Haïe, Silence! Schweigen! Ruhe! Das Signal dröhnt. Es kommt ihm ein Krümel ins Blasrohr: es schnarrt. Holla! Die lustigen Gesichter grinsen. Silence!

Mademoiselle Präsident redet: „Meine Herren"...

Und dann ein Wirrwarr von Worten, ein Schwatzen in verlorene Ferne, eine dünne Menschenstimme unter dem weiten Himmel. Aber einer ruft: „Bravo!" und dann schwillt diese Stimme an und hat Rückgrat und Stärke und

Sicherheit. Ein Klingklang von Worten, interessant, neckisch und weise, scherzhaft und ernst.

„— und gottlob, meine Herren, wir leben in einem freien Lande, wo man uns nicht als Närrinnen verschreien wird und dem Zwecke unseres Goûters die Anerkennung der Vernünftigen nicht versagen wird. Haben wir's leicht gehabt? O nein, ich bitte! Ein paar dürftige Jahre erst ist unsre Idee alt, sie hat noch nicht so überzeugend gewirkt wie heutigestags die Idee des Heiratsbureaus. Und doch welch großer Unterschied? Auf dem Bureautische des Heiratsverkäufers sitzt kein Kupido, aber Sie sollten sehen, meine Herren, wie dieser kleine Schelm bei unserm Goûter die Hand im Spiele hat. Es ist kein Spiel mit Gold und Geldwert, sondern Herzensspiel und Liebesmacht." —

„Bravo! Bravo!" Ein Schall von Stimmen, lustig und im Vorgenuß eines großen, aber sehr großen Amüsements.

„Wir wissen, es sind viele unter Ihnen, die unser Arrangement als Vergnügungstrick und Anziehungspunkt für unser Dorf betrachten. Ich denke, Sie werden eines Besseren belehrt nach Hause gehen." (Oho.) „Wieder andre sind, die vorsichtig dem Goûter fernbleiben wollen, denn sie fürchten, ihre Flügel ins Feuer zu stecken. Sie haben viele Schrecknisse vor den Rechten der Ehe und den Sorgen und der Schwiegermutter." (Große, anhaltende Heiterkeit. Die Rednerin begreift das nicht, bleibt todernst.)

„Das große Schrecknis aber ist ihnen: der Egoismus der Frau! Mit diesen Bangherzigen möchte ich mich unterhalten und ihnen sagen: Gewiß, wir sind egoistisch! Das *ist* so, *war* so und wird so *bleiben*. Damit müßt ihr euch abfinden. Vergeßt nicht, daß, wenn der Mann der König der Schöpfung ist, die Frau die Königin ist. Und die Königin hat immer recht. Für sie lebt, wirkt, denkt, liebt, erfindet,

kämpft der Mann. Die Poesie, die Künste, das Genie — alle huldigen ihr, gehören ihr und sind ihrer Macht untertan. Wer also macht uns egoistisch? I h r, liebe Männer, i h r!"

Da machen die Frauen frohe Gesichter und denken, daß sie nun eine gute Waffe haben. Aber Paternotte steht zwischen den Tannen an dem Fasse und sagt: „Die Haupt-sach' kommt noch, Achtung!"

„So müssen Sie anerkennen, Messieurs, daß Sie für und durch die Frau leben, daß ihr zierlicher oder grausamer Egoismus den Fuß setzt auf euer Herz, eure Gedanken, euer ganzes Selbst, und daß — ob ihr nun anwesend seid oder nicht — sie euch alle unter ihrem Einflusse hält. Kaum, daß ihr die Freude des Lebens fühlt, kaum, daß ihr imstande seid, den Galopp eures Herzens zu verstehen und dies schnelle Herz nach eurem Gutdünken zu leiten, dann ist sie da, die Frau, fordert ihre Rechte, aber noch in Duft und Nebel und ferner Schönheit zurückgehalten, um eure Ideale euch noch zu erhalten, zieht an sich all euer Handeln und Wandeln, euer Sinnen und Denken und eure Träume in der Nacht. Und das genügt noch nicht! Sie fordert euch ganz. Euer Leben fürs Leben, alles zu eigenem Besitz. Und Gott sei Dank, daß es so ist. Was fingt ihr mit eurer Zärtlichkeit, mit eurer Liebe, euren Küssen an? Was mit eurem feurigen Mut, euch den Gegenstand eurer Liebe zu erkämpfen? Mit eurer Sorge und eurer Anbetung? Ihr würdet der Infamie anheimfallen, der Langeweile, der Melancholie, der Zweck-losigkeit, der Stumpfheit, denn euch fehlte — die Frau! (Händeklatschen der Frauen.) Für die Frau ertragt ihr alles: die Tyrannei der Mode, die Langeweile des Prunks, den Stumpfsinn des Komplimentierens, die Unerträglichkeiten und Lächerlichkeiten der Eitelkeit und so weiter. Und das wäre alles nichts, wenn noch die öffentliche Meinung euch

Gerechtigkeit widerfahren ließe, aber man singt das Lob der Eva und auf den Adam häuft man alle Fehler —"

Da klatschen und lärmen die Männer Beifall, ein Geschrei wird und Zurufen und Winken. Gespräche knüpfen sich an zu zweien, zu dreien, man sagt seine Ansichten, seine lustigen Gedanken, man hört nicht mehr auf die Redende. In Unruhe und Gemurmel und Gelächter klingt die helle Stimme. Sie dankt den mutigen Vorgängerinnen, die allen Vorurteilen zum Trotz diese Veranstaltung getroffen haben, und die jetzt als Gattinnen und Mütter glückstrahlend ihr Unternehmen zum Wohle guter Ehen weiterblühen sehen. Und dankt der vorjährigen Präsidentin, die ihrer Pflicht treu nachgekommen ist und bis Januar schon fünfzehn glückliche Ehen zusammengebracht hätte, so wie es zu ihren Befugnissen gehöre — und stockt dann —. Die vielhundert Köpfe drehen sich nach der Ruine, wo in dem schmalen Mauerfenster el Patie bleich und verbissen steht. Ihre Blicke drohen herüber zu der Sprecherin. Will diese sie höhnen? Vor der ganzen Versammlung! Ihr nach Jahr und Tag noch die Blamage vorhalten, daß sie als Präsidentin des Heiratskaffees zu keiner Ehe gekommen ist! Daß die Aimée Pête sich in acht nimmt! Die el Patie ist eine furchtbare Feindin, sie kann hassen bis in den Tod.

Aimée Pête möcht' sich in acht nehmen. Erschrocken hält sie inne. Was hat sie gesagt? Jetzt, da sie ihre Worte in diesem Augenblicke des peinlichen Schweigens überdenkt, fühlt sie den Stachel darin für eine Heiratspräsidentin, die ihre Geschicklichkeit im Ehestiften so glänzend bewiesen hat und desto trostloser mit ihrem Mißerfolg erscheint. Die Verwirrung überfällt sie wie eine Krankheit. Sie sieht die Gesichter von der zürnenden el Patie abgewendet und nach der Tribüne gerichtet. Hinunter will sie und davonlaufen.

Da raschelt es hinter ihr. Der Schulmeister, der als Souffleur in den Tannen versteckt steht, reißt sie am Kleidersaum, flüstert ihr gleichzeitig die Schlußformel zu. Da ermannt sie sich und erhebt ihre Stimme.

„Eh bien, Sie haben Ihr Teil riskiert, um uns sehen zu kommen, ich hoffe, daß Sie nicht mit dem Rest zurückhalten, um uns zu gefallen. Und wenn ich von uns spreche, rede ich von unserm Geschlecht im allgemeinen. Die kleinen Ecausinnerinnen haben ihre Pflicht erfüllt, indem sie euch herriefen. Tun Sie ein Übriges. Suchen Sie sich diejenige, die Sie liebt und auf Sie gewartet hat als denjenigen, der ihr von der Vorsehung bestimmt war —"

„Was redet sie da? Sie ist Braut!"

Woher kam der Ruf? Ah, ein Ruf hohl und drohend und anklagend. Er hackt der Redenden das Wort ab. Er macht die Menschen stutzig. Und wiederum der Ruf: „Wißt ihr, wie schamlos sie ist? Sie steht da und bietet sich feil und ist doch die Verlobte eines treuen Mannes! Werft sie herunter! Reißt ihr die Blumen ab!"

Ein Starren und Harren im Volk. Ein beklemmendes, entsetztes Schweigen. Auf dem Dache des Hauses steht steil die el Patie, und die helle, flimmernde Sonne umspielt ihren Rosenhut. Die Menge drängt gegen die Tribüne. Die Heiratsjungfern um ihre Präsidentin werden unruhig und schauen nach ihren Vätern aus.

„Sagst du nichts?" drängen sie ihre Präsidentin. „Läßt du das Lästermaul reden? Bist du eine Dirne? Merci, dann steig' ich herunter! Haïe, sagst du nichts?"

Da ist Aimée wie aufgestoßen. In die murrende Menge hinein spricht sie: „Sie lügt!"

Ein Entrüstungsschrei von drüben her. Die lange Gestalt der el Patie scheint gigantisch zu wachsen. Ihr Schatten

fällt drohend in die Sonne. Über den Platz und die Menschenköpfe hinweg hallt ihre Stimme. „Schamlose! Willst du leugnen, was jeder weiß?! Geht und fragt ihn doch, den armen Sylvain Marbaix, vielleicht steht er da und hat das Herz bluten und den Zorn im Leib. Fragt ihn, den Sylvain Marbaix, ob sie nicht seine Braut ist, ob sie ihn nicht heiraten möcht'. Schamlos ist sie! Werft sie herunter! Sie schimpfiert euer Fest!"

Und Aimée Pête steht und hört und könnte versteinert sein. Ihre Augenlider, die halbgeschlossenen, flackern weit auf. So hat man das Rotstrümpfchen noch nicht gesehen, so mit den großen, flammenden Augen. Ihre Blicke jagen in höchster Not über die Menge hin. Sie suchen, suchen und flüchten aus den starrenden, erschrockenen Menschengesichtern fort und suchen! Wo ist Sylvain Marbaix? Steht er im Hinterhalt? Wird er hervorspringen und auf sie zu und sie hinabwerfen und ihr den Schmuck abreißen im Angesichte einer großen, schweigenden Menschenmenge? Sie hat Sylvain Marbaix niemals gefürchtet. Aber jetzt — jetzt ist eine verzehrende Angst in ihr, ein Zittern und Stöhnen vor ihm und ein Grausen. Sylvain Marbaix, bist du da?

Noch jagen angstsuchend ihre Blicke. — Und haften still. An einem Manne haften sie, der ruhig und vornehm in dem Gewühl steht. Sein Blick fängt den ihrigen auf, bannt ihn, fordert Wahrheit. Er überragt sie alle. Er ist nicht herrisch, aber sie fühlt, daß sie tun muß, was dieser Mann stillschweigend fordert.

Und dann ruft sie in Grauen und Angst und Verzweiflung: „Ich habe nichts mit Sylvain Marbaix zu schaffen!"

Ganz still wird's danach. Die vielhundert Köpfe horchen steif. Es ist kein lachendes Gesicht mehr. Und es ist, als ob

ein Seufzer hinziehe über alle Anwesenden, der Hauch des armen Sylvain Marbaix, der verleugnet worden ist.

Plötzlich kommt in die Menge ein Schieben und Schwanken. Als Aimée Pête hinübersieht, erblickt sie über allen Köpfen den Rosenhut, schlängelnd durch die Reihen, immer näher und näher, ganz nahe schon. El Patie spricht auf die Männer ein, ihre Zurufe stacheln. Ah, nun sieht man's, was das Rotstrümpfchen für eins ist! Den armen Sylvain verleugnet es um der Ehre willen, dem Heiratskaffee zu präsidieren. Wie hat sie's mit den Zwölfen gemacht? Nach Willkür hat sie geschaltet und gewaltet. Ei, Gevatters, ob sie daständen und sich durch so eine — so eine ihre Töchter zurücksetzen ließen! Haïe, so eine!

Stimmen murren und knurren. Das Geräusch schwillt an. Weithin tönend spricht Aimée Pête das Schlußwort:

„— und die ihr kamt aus Ost und West,
Ich grüße euch beim Liebesfest!"

Ein Tusch! Eröffnung des Goûter. Junggesellen vor! Da dröhnen Zurufe: „Hörst du nicht! Du bist ein' Blamage fürs Goûter! Steig herunter!!!"

Pfiffe gellen. Das sind die Buben von Enghien. Der Tumult wächst. Die zwölf Auserwählten drängen gegen Aimée Pête.

„Wenn es so ist, dann steig nur herunter!"

Aber Aimée steht, und ihre Augen sind wieder halbgeschlossen, und man weiß nicht mehr, ob sie gut oder schlecht ist. Steht und wird nicht weichen und kann nicht sprechen. Die blanke Sonne leuchtet auf ihr todbleiches Gesicht.

Da drängt ein Haufe gegen die Tribüne. Die Bretter schieben. Die Tonnen wanken. Aufschreiend flüchten die Heiratsjungfern zurück. Aimée Pête steht noch. In ihren Ohren hört sie ein Singen, Surren und Sausen. Sie weiß

nicht, was die nächste Minute ihr bringt, aber sie denkt, daß es schrecklich sein wird. Dann wird eine plötzliche Stille um sie, und nur eine Stimme redet. Sie tönt ihr weit und fern. Sie meint, diese Stimme sei wie ein schützender Arm, der sich um sie lege. Sie möchte im lauten Weinen dieser Stimme rufen. Da ist jemand neben ihr — ein heller Seidenhut in seiner Hand. „Mademoiselle, glauben Sie, daß Sie nun heruntersteigen müssen? Ich werde Sie zurückführen."

Sie versteht ihn, sie macht ihre Stimme fest und entschlossen. „Ich werde nicht hinuntersteigen!"

„Und haben Sie das Recht hierzu?"

Ein dringendes Wort, eine freundliche Mahnung. Da ist ihre Stimme leise und fest.

„Ich habe es!"

„Garde civique!" hört sie ihn dann sagen. „Tun Sie Ihre Pflicht! Schützen Sie diese Dame!"

Wie klang das? Wie ein Befehl! Wie eine Order, die allen Widerspruch niederdämpft. Und herrisch klang es. Es redet sonst keiner so im Steinbruchlande, es sei denn der Herrscher im ‚weißen Hause'. Wer ist's? Ein Prinz? Vielleicht! Hei, wie da die Garde civique mit Grobheiten dreinfährt! Eine belgische Volksmenge opponiert, sie will nicht soldatisch kommandiert sein, sie widerstrebt dem brüsken Befehl. Schimpfend und murrend gibt man endlich Ruhe. Brausend fällt die Musik ein. Als Rotstrümpfchen aus ihrer Versteinerung aufwacht, ist der Herr von ihrer Seite fort, und wieder scharen sich die Auserwählten um sie. Man raunt ihr zu, daß sie das Zeichen zum Beginn des Defilees der Zölibatäre gebe. Sie tut's mechanisch, sie denkt nicht mehr, ihre Blicke suchen in der vielköpfigen Menge. Guter Gott, was ist mit ihr? Sie möchte flüchten und unerkannt durch die Menge schleichen und suchen — suchen. . .

Vor Rotstrümpfchen drängt sich die lange Reihe der Freier. Mann an Mann. Die Jüngsten und Bartlosen, die Abenteuerlustigen und Harmlosen, die Gereiften und Feierlichen, die Stubenhocker und Schwerfälligen. Und zwischen ihnen, hinter ihnen ein trippelndes Kerlchen, zierlich und fein und keck, schelmisch und heimtückisch — tänzelt und lacht, lacht, und hat eine Menge Arbeit zu tun, ei solch ein Schelm Amor!

Leer ist der Platz. Umgestürzte Tonnen und Lorbeerbäume. Zerfetzte Girlanden schleifen über den Boden. Nun beginnt das Nachfest für die Kinder. Sie reißen, schütteln und freuen sich an der Zerstörung. Suchen auch unter den Knäueln und Fetzen am Boden. Sie finden eine Zigarrenspitze, einen Haarpfeil, ein Taschentuch und eine rote Samtrose. Da jauchzen die Kinder und sagen: „Sie ist von el Patie!"

Machen sich also auf, ein ganzes Rudel, und suchen nach el Patie. In der Rue du Nord sagt man ihnen, daß man den Rosenhut am ‚Trappisten-Zichorien' gesehen habe und eine Anzahl Steinbrucharbeiter dabei. Am ‚Trappisten-Zichorien' aber ist der Reklamevorhang gegen Sonnenbrand herabgelassen und die Welt wie ausgestorben. Und der alte Paternotte schläft am Prellstein wider dem Hause. Sie wecken ihn auf und fragen nach der el Patie, denn Paternotte sieht alles, hört alles, weiß alles, er muß also auch von der el Patie wissen.

Er steht auf, begibt sich in ihre Mitte und führt sie ‚Zu den sieben Mädchen' in der Rue neuve. Als die Kinder mit Paternotte anrücken, sehen sie den Rosenhut hinter den Scheiben und sehen auch die wütigen Blicke der el Patie. Man soll sie in Ruhe lassen, man soll sich zum Teufel scheren! Paternotte ist indessen andrer Ansicht, balgt sich mit den

Kindern um die rote Rose und schlüpft ins Kabarett, durch die Tür hinterm Büfett, da man ihn zur Vordertür wahrscheinlich nicht hereingelassen hätte. Und da ist er nun drin, und es ist nichts zu machen; er überreicht mit gentiler Verbeugung dem großen Mädchen die verlorene Rose, läuft auf Fußspitzen davon in die leere Stubenecke, wo die Sonne nicht hinüberreicht, und der Holzwurm tickt. Sitzt da, und man vergißt ihn. Paternotte geht darauf aus, daß man ihn wo immer möglichst vergißt. Auf diesem Wege gelangt er zu seinen besten Neuigkeiten.

Parbleu! Wie el Paties Augen noch funkeln. Sie will nicht trinken, nein, partout nicht. Es tät ihr wie Gift rumoren. Warum denn wie Gift? — Guter Gott, wie kann man fragen! Wer so etwas mitgemacht habe wie diese Verleugnung à la Judas Ischarioth — nun sie wolle nicht mehr weiter darüber reden. Aber das wolle sie, el Patie, noch sagen, wenn solche Geschichten jetzt im Heiratsdorf passierten, dann müsse jeder ehrliche Ecausinner sich schämen, dort gebürtig zu sein. Was das Heiratsdorf sie, die Steinmetzen von Carrières, anginge? fragen sie. Nun, da setzt el Patie ihnen das auseinander. Man sagt in der Welt, in Ecausinnes ist das und das vorgekommen! Ecausinnes heißt der Schandname! Ecausinnes der Heiratsmarkt! Ecausinnes mit seinen lustigen Weibern! Ei, so müsse man von Lalaing abrücken, weit, weit! El Patie meint: und besonders von dem Rotstrümpfchen! Wie, was Rotstrümpfchen! Das sei dem Sylvain Marbaix seine Sache. Wenn der sich das gefallen lasse —!

„Er läßt sich's gefallen!“ sagt el Patie. „Rotstrümpfchen hat ihn, wie sie ihn will.“

„Man müßt' ihm ein' Wink geben,“ schlägt der ‚Athlet‘ vor.

„Bleib ihm weg, er wirft dir die Faust ins Gesicht!“ warnt ihn el Patie.

„Möcht' ich wissen, warum der Marbaix gegen uns losgehen soll, wenn wir ihn warnen?" meint näselnd der ‚Ziegendudu'.

El Patie fährt auf: „Weil er euch sagt, daß ihr neidisch seid."

Haïe was! Haïe warum! Die Steinmetzen neidisch! Ob el Patie verrückt sei? Sie sagt gelassen: „Ihr seid doch versessen aufs Rotstrümpfchen."

Bah, nein! Bah, ganz gewiß nicht!

„Und dann seid ihr neidisch, weil das Heiratsdorf nun doch bald eine Stadt wird!"

Eine Stadt?! Tonnerre! Verrückt!

„Eine Stadt, jawohl! Man spricht in der ganzen Welt von ihm, sogar in Amerika. Wenn das Heiratsdorf zur Stadt wird, tragen die Buben dort keine Halstücher mehr, sondern Kragen! Jeden Werktag! Sie werden sagen: ‚Wir Städter!' Und wenn ihr zu ihnen zur Kirmes kommt, werden sie sagen: ‚Ihr Bauern!' Sie werden auch nicht mehr in Fabriken arbeiten, denn eine Stadt bringt feinen Verdienst. Sie werden vielleicht Stadtschreiber oder Hoteliers —"

Da hält el Patie inne und muß sich gegen die Wand zurücklehnen, denn vor ihr sausen die Fäuste auf. Ob sie nun schweigen will! Aber der Ingrimm nagt in ihnen. Sie trinken und sagen, man müßte denen von Lalaing eins draufgeben. El Patie bestellt eine Runde Freibier und wirft ein paar Worte hin. „Kommt heut abend zum Fest der Antiliga."

Aber ‚Ziegendudu' meint verbissen: „Dem Sylvain Marbaix müßt' man den Kopf warm machen! Wenn der gestachelt wird, ist er wie ein Stier."

Wo der Sylvain Marbaix zu finden wäre? Man hat ihn nicht gesehen auf dem Festplatz. Einer sagt, er sei mit

dem Güterzug auf Strecke geblieben. Holla! Also wisse er nichts von der schmachvollen Verleugnung!

Ei, so müsse man ihm die Wut anstacheln. Man soll ihn abfangen, ihn aufreizen, bevor er dem Rotstrümpfchen und denen von Lalaing in die Hände fällt. En avant! Aber el Patie hat noch eine Runde Bier bestellt. Also sitzt man und trinkt, trinkt. Und el Patie lächelt. Drohende Reden schwirren. Nieder mit dem Heiratsdorf! Es soll wieder Ruhe und Ordnung und Sitte werden im Steinbruchlande! Hinaus mit den fremden Freiern, den Stadtlumpen! Und dem Sylvain Marbaix soll eine Biene in den Kopf gesetzt werden. En avant!

Da fällt Paternotte von der Bank hinunter, gähnt unterm Tisch und sagt, da habe man mal fein geschlafen.

Und dann lassen sie ihn die halbgeleerten Gläser austrinken und werfen ihn hinaus.

Mit schlampernden Hosen und fliegenden Rockschößen läuft Paternotte die Straße entlang. Vom Platz de la Ronce her schwirren Sänge und Klänge und Stimmen überall. Und es weht in der Sonnenluft ein Duft vom guten Aroma des Heiratskaffees, den schöne Ecaussinnerinnen den Jüngern Amors kredenzen.

Ein Zeitungsjunge schrillt seinen Ruf durch die ziemlich menschenleere Straße. „La Sennette! Offizielles Organ der Gesellschaft ‚Heiratsgoûter‘!“

Mit beiden Armen winkt ihm Paternotte, bläst die Backen auf, daß sie gebläht sind wie die Freßbeutel des Dachses.

„Haïe-là! Omer Pête!“

Omer Pête schleppt gebückt seine Zeitungsmappe, steht und wartet. Er hält's für selbstverständlich, Paternotte kann zu ihm herkommen. Paternotte aber sagt: „Wenn du wüßtest, was ich weiß, würdest du zu mir herkommen, Gamin“ (Bub).

„Ich weiß, was du weißt: man spricht viel 'rum von Aimée."

„Ei jei! Weißt das schon!" Paternotte macht ein wehleidiges Gesicht.

„Meinst, daß es auch die Maman schon weiß?"

„Die Maman, nein!"

„O, wo ist dein' Maman?"

„Ist im Kabarett und wartet, wenn einer kommt und was redet über die Aimée, dann schmeißt sie ihn 'naus!"

Da ist Paternotte schon am Eingange zum Platze Pilori, just an der Verkaufsstelle für Nähmaschinen mit der Affiche ‚Erzähl's weiter!' Er sieht die Frau mit rotem Gesicht an der Tür, denn über den Platz herüber hallt ihr die Stimme der Madame Vas rose zu: „Es soll jeder sein' Kohl im Garten pflanzen, der ihm gehört," womit denn gesagt sein soll, daß die Frau zu dem Geschäftshause ‚Erzähl's weiter' sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern soll.

An den Häusern entlang schleicht Paternotte, macht der Maman Vas rose wichtige Zeichen, und dann tritt sie zurück und läßt den Alten herein. Soundso, das hätte er gehört, der Sylvain Marbaix soll abgefangen werden, man wollt' ihn verhetzen, aufbringen gegen die schamlose Person. —

Fragt da die Maman, wer die schamlose Person sei. Sie fragt erstaunt und reserviert. Als aber Paternotte sagt, das wisse er auch nicht, blitzt sie los: „Wer darf nennen die Aimée Pête eine schamlose Person!" Und Paternotte beeilt sich zu versichern, er wisse nicht, wer das dürfte, nicht einmal der Sylvain Marbaix, den sie jetzt abfingen, vielleicht schon während er hier mit der Maman rede.

„Er liegt auf Strecke," sagt die Maman.

„Sie werden lauern, bis er kommt."

„Wißt Ihr was, Paternotte? Geht und bringt mir

den Sylvain her. Ich geb' Euch auch für diese Woch' den Mittag."

„Wie soll ich ihn herholen, wenn fünf oder zehn ihn schon geholt haben?"

„Fünf oder zehn, sagt Ihr?"

„So zwischen fünf und zehn."

„Wollt Ihr Euch ein' alten Überzieher verdienen, Paternotte?"

„Ich könnt' ein' brauchen." Er schnufft wohlgefällig durch die Nase.

„Geht 'naus und sagt unter den Gamins 'rum, bei Maman Vasrose gibt's Freibier, von wegen der Ehre mit der Aimée!"

Da schlendert Paternotte über den Platz, wischt sich den Mund, wenn er einen Burschen kommen sieht, sagt, das Freibier habe geschmeckt. Wo Freibier sei? — Ei, bei der Vasrose. Da eilen die Burschen. Es sind zehn. Sie sitzen und trinken. Die Maman spricht von der Ehr', und die Burschen nicken. Es sei schließlich eine Ehre fürs ganze Dorf. — Hä, jawohl, ob die Buben es schon wüßten, die von Carrières wollen die Affäre in schlechtes Renommee setzen, sie fangen nun schon den Sylvain Marbaix ab, und der soll aufgehetzt werden und von der Präsidentin sagen, sie sei schamlos und der ganze Heiratskaffee sei es. — Oho! Oho! Tonnerre! So müsse man den Sylvain Marbaix vorher abfangen. — Ja, das müßten sie, meint die Maman, und nun wär' das Freibier alle.

Die Burschen scharren auf, ihre Gesichter glühen. Sie können sich nicht beruhigen, daß man eine Schande nennt, was nun einmal für jedermann ersichtlich eine Ehre sei. Die Maman möchte so freundlich sein und einmal nachfragen, was der Prinz zu dieser Geschicht' sage. —

Wo denn ein Prinz heut sei, meint die Maman.

„Ei no, das Rotstrümpfchen —“

„Was ist's, he?“

„Das sei doch die Ehr' —“

„Nu fall' ich um, was wollt ihr?“

„Das war doch der Prinz, der das Rotstrümpfchen 'rausgebissen hat!“

Nun fällt die Maman wirklich um, nämlich auf den Stuhl, sitzt da in ihrer behäbigen Fülle, mit dem glitschglatt gestrählten Haar und der hervorstoßenden niederen Stirne. Als sie wieder zu Wort kommt, sagt sie: „Gebt mir mal 'n Glas Bier!“ Das zapft ihr der Paternotte und gleichzeitig eins für sich. Sie trinkt, steht auf und geht. „Paternotte,“ sagt sie noch, „sorgt für die Buben.“

Da sorgt Paternotte für die Buben, und als das Faß leer ist, führt er sie auf heimlichen Wegen nach der Station. Dann geht er und kundschaftet, wo die Bande el Paties lagert. Er findet sie im Tunnel des Feldbähnchens, das zu den Steinbrüchen führt.

„Messieurs!“ sagt er. „Gebt acht, es sind Buben von Lalaing, die den Sylvain Marbaix abfangen wollen.“

So möge Paternotte am Weichenstellerhäuschen lauern und pfeifen, wenn der Güterzug gemeldet wird. Und sie geben ihm eine Handvoll Zigarren. Daraufhin schlendert der Alte ins Dorf zurück, legt sich an einen Prellstein in die Sonne und schläft weiter.

Aber die Maman!

Sie hat mit schwerem Atmen und sichtbarlichem Schmunzeln den Platz de la Ronce erreicht. So wie da eine freudige Festlichkeit und ein Jubel und Trubel mit Nationalfahnen und Girlanden und Tafelmusik und Kindertrompeten und blitzblankem Sonnenschein ist, hat sie es in ihren besten Jahren nicht auf den besuchten Jahrmärkten und Kirchweihen erlebt,

weder bei der Kirmes de Belle-Tête, noch auf der Kirmes von Triboureau, wo man doch in vier Estaminets gratis für die Frauen Schnecken briet.

Sie schiebt sich durch die wogende Menge, ihr Gesicht ist fordernd, und auf den Lippen hat sie eine Grobheit für den, der ihr sagen könnte, hier habe einer nicht mehr Rechte wie der andre, also auch die Maman Bas rose nicht. Schließlich ist das Rotstrümpschen mit dem Prinzen ihre Tochter. —

Und dann kommt sie trotz aller Grobheit nicht mehr durch, denn vor ihr türmt sich eine Wand mit stachelnden Tannen, die Leute um sie her drängen die Zweige auseinander und lugen neugierig durch. Da keine andre Möglichkeit ist, tut Maman Bas rose desgleichen, und dann sieht sie etwas vom Heiratskaffee.

Sie sieht lange Tische, dichtgefüllt mit jungen und gesetzten und ältern Herren. Sie sind animiert, und man hört versichern, in ihrem kurzen, beziehungsweise langen Leben habe ihnen kein Kaffee so gemundet, wie dieser. Dessen freut sich der Vertreter des Trappisten-Zichorien, der dem Goûter gratis seine Ware geliefert hat, und derjenige, der die runden Kuchen, die kleinen Brioches, gespendet hat. Die Brioches sind in einem Bande eingefaßt zu einem Kranze, und die lustigen Freier hängen sie um ihren Hals und picken und naschen davon.

Es freuen sich insbesondere auch die ländlichen Heben, die ihren Freiern die Täßchen füllen und an ihren munteren Worten sich ergötzen und an ihre zärtlichen Verheißungen frohe Hoffnung knüpfen. Hier und da sitzt auch schon eine blühende Ecaussinnerin neben einem Jüngling nieder, und dann flüstern die Neugierigen hinter der Tannenwand: „Sie hat ihn!"

Man sieht aber auch eine widerstrebende Schöne, die kein Wohlgefallen an ihrem Bewerber findet, und sie sagt

schnippisch in die Tannen hinein: „Er soll seine Beine untern Arm nehmen und davonlaufen."

Es ist aber eine Mutter, die mahnt: „Ich höre, er soll an der Banque nationale in Brüssel sein."

„Wenn es der ist," eifert eine Vorigjährige vom Heiratskaffee, die nun mit einem Straßenbahnschaffner von Lüttich versprochen ist, „wenn es der ist — er kommt alle Jahr zum Goûter und hat doch seine Verlobte in Brüssel im Schuhgeschäft des ‚Marché-aux-herbes'."

Da mahnt diese Mutter nicht mehr, und die Schnippische lacht froh.

Die Schnippische ist Rosée Taminaux.

Auch sind einige, die von den Herren schon dicht gekritzelte Tanzkarten entgegennehmen. Sie haben triumphierende Gesichter. Darüber erbosen sich die andern, die für die Polonaise, die doch für den Freier geradezu „bindend" ist, noch keine „Besetzung" haben, zum Beispiel Zelie Huwart, die etwas mit der Zunge anstößt, und die den Henri Poliart aus Lalaing nicht haben mag, weil er ein angenommenes Kind ist, was doch eigentlich unanständig sei.

Auch die Maman Bas rose hat eine Enttäuschung. Sie mußte lange suchen und einen Zweig abreißen und eine Nachbarin fragen, bevor sie herausfand, wo das Rotstrümpfchen steht, und was es treibt. Es treibt nicht viel, zu wenig nach dem Geschmack einer stolzen und zu Grobheiten aufgelegten Mutter. —

Steht so da, das Rotstrümpfchen. Wie steht's da? Ja, guter Gott, wie? Gar nicht, als hätte ein Prinz es 'rausgebissen! Am langen Tische steht's, wo die Kannen gefüllt und die Tassen gespült werden. Als sei es nur auf der Welt und speziell bei diesem Heiratskaffee, um bei Kaffeekannen und Spülnapf Wache zu halten. Sie füllt keine Tasse und

reicht kein Brioche, sie hört keinen Anruf und keine Schmeichelei. Es ist offenbar, sie will nicht beim Goûter servieren! Sie will kundgeben, daß sie einen Freier hat und keinen neuen sucht. Aber die Maman Vas rose spitzt den Mund und weiß was andres. Sie kennt doch ihr Rotstrümpfchen. Das wird sich hüten, die Sentimentale zu machen und den Sylvain Marbaix in der Ferne anzuschmachten. Einen Sylvain Marbaix schmachtet man nicht an, den — heiratet man. Mit dem „versorgt" man sich!

Was ist's also mit dem Rotstrümpfchen? Sie langweilt sich, das Goûter hat kein Interesse mehr für sie, sie steht eben nur so herum. Vielleicht weiß Rotstrümpfchen selber nicht, daß ihr die Sache kein Vergnügen mehr macht. Ihre Augen sind sehr geschlossen, mehr wie je. So kann man nicht wissen, nicht einmal ungefähr, was Rotstrümpfchen denkt und sinnt und leidet.

Aber ihre heimlichen Blicke gehen unruhig und glutend. Sie wirren auch einmal zu der Tannenwand hinüber, die von so vielen versteckten Blicken belebt ist. Die bohren aus unheimlichem Hinterhalte hervor, sie stechen auf das Rotstrümpfchen ein wie Schwerter, und dann langt ein Arm durch, ein winkender Arm. Da er von blau und rot gewürfeltem Kattun ist, weiß Rotstrümpfchen, was ihr winkt. Sie geht unlustig: „Was will die Maman?"

Hinter der Tannenwand tuschelt's, drei Fragen, drei eindringliche. Ob sie verrückt sei? Ob sie der el Patie eine Freude machen wolle? Und ob sie nicht sähe, der Prinz warte auf sie?!

Sie säh' es nicht, meint Rotstrümpfchen. Und man kann nicht wissen, ob sie wahr redet. Die Maman nimmt an, sie redet nicht wahr. „Geh jetzt hurtig," sagt sie, „und servier' den Herren dein' Kaffee!"

„Sie sind nicht beim Goûter."

„Denkst du, daß ein Prinz sich neben kleine Leute setzt?"

Nun geht Rotstrümpfchen und tut, was sie muß. Sie denkt: „Weil's die Maman will!" Und denkt so, weil es gar nicht anders auszudenken ist. Und weil sie von einem Geschicke gestoßen ist, dem sie folgen muß, ganz blindlings und zitternd und fürchtend und sehnend. Mit Simonne und Rosée trägt sie die dampfenden Täßchen. Der kleine Gelbe steht schon in entzückter Erwartung. Mit fröhlichem Winken begrüßt er die drei Ecausinnerinnen, streckt dann abwehrend seinen Arm aus, spricht sodann: „Bitte, nicht per Zufall! Ich möchte sehr gern wissen, wer mir geben will die sehr schöne Tasse? Bitte, geben Sie."

Steht und lächelt erwartungsvoll. Da Simonne sieht, wie die beiden andern zögern, tritt sie vor, setzt dem Japaner die Tasse vor. Ihr Gesicht sagt nichts, nicht eine Freude, eine Zärtlichkeit. Schiebt die Tasse hin und bleibt. Wenn's ihm Spaß macht, mag er ihr die Hand drücken. Er drückt ihr zwei Hände.

Rosée macht einen Umweg um den schwarzköpfigen Großen, den sie scheut, und beglückt den älteren Herrn! Aber Aimée Pête steht und zögert. Die Tasse zittert in ihrer Hand. Sie möchte umkehren und davonlaufen. Da sieht sie, wie der Herr die Hand ausstreckt und ihr die Tasse nimmt.

„Ich danke Ihnen," sagt er mit einem feinen Lächeln, so als verstünde er ihr Zögern und wolle ihr über einen unbehaglichen Augenblick hinweghelfen. Die Musik intoniert ein Lied zum allgemeinen Unisonogesang. Es klingt verträumt und heimlich jubelnd. Rotstrümpfchen löst die zur Kette eingefädelten Brioches von ihrem Halse, neigt sich ihrem Herrn zu und hängt ihm die Kette um. Und es schwillt der Sang: „Car rien n'est si bia que d'aimer".

Rotstrümpfchens Hände nesteln erregt, ihr Arm streift

seine Schulter, unbewußt flüstern ihre Lippen die Worte mit. Er sieht sie an. Da weiß sie, daß er den Jargon dieses Landes versteht und wundert sich. Graf Todo fragt: „Wie heißt's?"

Da streift der Große Rotstrümpfchens Hand und faßt sie und spricht: „Denn so schön ist nichts, als zu lieben!"

Schweigt und sitzt unbeweglich und beider Hände pressen sich in starkem Druck. Und an diesem verräterischen Drucke spürt er, wieviel stürmische Wonne in ihr ist, und wie dies Weib schwer trägt an seiner ungeweckten Liebe.

Dann ist sie von ihm fort, fast brüsk. Die beiden andern folgen ihr und zeigen, daß ihre Tanzkarten gefüllt sind. Da zerreißt Rotstrümpfchen mit einer heftigen Bewegung die ihre. „Ich tanze nicht."

Ei warum nicht? Eine nette Präsidentin, die ihre Gunst nicht schenkt!

„Wie könnt ihr das — das mit eurer Gunst?" fährt sie sie heftig an.

„Mein' Gunst?" sagt Simonne. „Er ist häßlich, da hatt' ich Mitleid."

Und Rosée: „Ich hab' immer gesagt, ich werd' mal 'n Alten heiraten, damit er gleich stirbt und mich zur Witwe macht. Eine schöne, junge Witwe möcht' ich mein Lebtag sein."

Da geht Aimée von ihnen, denn sie möchte nicht, daß sie fragen, ob sie ihre Gunst geschenkt habe.

Hinter ihr her wogt die Lustbarkeit, Toaste und scherzhafte Sänge. Von den Fünfzig aus Ecaussinnes ist keine mehr, die nicht den Freiersmann gewählt hat. Es stehen aber noch Bewerber am Tische, die keine Paarung gefunden haben, und sie schimpfen sehr über die Qualität des Kaffees und die der Brioches, eilen zum Omnibus und lassen sich

zur Station fahren. Wenn man sie fragt, wie das Goûter in Lalaing ist, werden sie die Schulter schupfen und sagen: Alles Schwindel!

Es wird ihnen aber noch ein Schrecknis, das den Ruf des Heiratskaffees bei ihnen vollständig ins Schwanken bringt. Das ist, als die Sonne blutrot über den Steinbrüchen zum Untergange neigt und ein geheimnisvolles Funkeln, Sprühen und Leuchten um die ragenden blauen Steine wird. Die Dämmerung wirft wallende Schleier darüber, und dann schimmert's wie aus Nebeldünsten, ein gewaltiges, rotglühendes Transparent. Der Himmel fällt darauf nieder, und die blauen Steinkolosse stützen ihn. Es ist schön und gigantisch und überschüttet die Häuser und Höfe und Fabrikschlote mit Gold und Feuer, auch die Landstraße, auch den rasselnden Omnibus, aus dem die mürrischen Gesichter stieren. Und mit eins werden diese Gesichter lang und ängstlich und auch zornvoll, wenn sie es gewagt hätten, und wenn ihnen Zeit gelassen worden wäre! Aus dem Chausseegraben springen Menschenschatten auf, husch! quer über den Weg, und schon knarrt und klirrt die Tür des Omnibus auf. Ein paar Mann wollen herein. Man soll zusammenrücken! Nichts da, keine Furcht! Ob man denn eine Räuberbande sei? Ei je, nein! Anständige Buben von Ecausinnes-Lalaing. Aber man müsse den andern eins aufpetzen, denen von Carrières. Sie lägen im Tunnel. Und darum müssen sie, die von Lalaing, im Omnibus vorbeischlüpfen. Sie müssen ungesehen vor den Steinmetzen lagern, vor ihnen, verstanden? Also fein still! Ob man Tarata machen wolle? Haïe, was? So fliegen die Fremden raus, und die Buben von Lalaing fahren weiter. Verdammte Buben von Lalaing! Mordskerle! Adieu und auf Nimmerwiederkehr!

Da holpert der Omnibus über eine Barriere, und da springen die Männer ab. Husch! Verschwunden im Busch.

Fünfzig Schritte ins Feld hinein liegt mit gähnendem Dunkel der Steinbruchtunnel. Ein schmalspuriges Gleis gleißt hinein. Es windet sich von den Schuppen herüber durch lehmiges, aufgeschaufeltes Land, an einem dünnsickernden Wässerlein vorüber, zwischen steinigem, hochgetürmtem Reinschlag hindurch und in den durchbohrten Grund des Hügels hinein. Und durch Dunkel und Nachtschatten in die tiefen Schächte. Die Bähnchen, die dort schmalgleisig laufen, sind schwer, eiserne Karren rollen langsam bergab durch ihre Schwerkraft. Eine Karre rollt schwerfällig und mit dumpfem Rattern fern aus dem Schacht. Männer sitzen darin, und ihre weißen Halstuchzipfel flattern. Wenn sie sprechen, jagen ihre Stimmen ein stöhnendes Echo weit in der Nacht der Schächte auf. Thymian Tassignon sagt, daß man sich mit Gerätschaften aus dem Schuppen bewaffnen müsse. Er wird sich auf den Boden der Rollkarre legen und einducken und allein zum Schuppen fahren. Die andern springen ab, als das Dämmerlicht in den Eingang fällt. In plumper Schwere humpt die Bahnkarre davon, den vielen Windungen nach, zwischen Kleinschlag und am Bächlein und am öden Feld vorüber. Und dumpfrollend in den Schuppen.

Das ist um jene Stunde, da im Omnibus Wegelagerer die Tür aufrissen.

Zwei Steinwürfe hinter dem Omnibus her rollte dann die Bahnkarre, und Stiele von Hacken und Schippen, Pfähle und Gerüststangen stehen über den Karrenwänden hervor. Mit einem kräftigen Anstoß hat Tassignon das Bähnchen in Bewegung gesetzt, ist eingeschlüpft und liegt flach. Im Dunkel des Tunnels stehen sie und warten und schauen aus, wie es heranschlängelt, hinter den Steinhaufen verschwindet, im fahlen Dämmer wieder auftaucht und mit hohlem Geräusch einläuft in die Wölbung. Kräftige Arme schnellen

aus dem Dunkel hervor, drängen gegen das Bähnchen an — halt!

Da steht Tassignon schon steil, gestikuliert, flüstert. „Mordsbleu! Hab' ich was gesehen! Die von Lalaing rücken vor! Vor uns! Hinübergeschmuggelt im Omnibus. Es waren ihrer nicht viele. Aber weiß man's, wo die andern lagern!"

Halblaute Flüche hallen. Man stößt mit schwieligen Fäusten in die Tasche, faßt die Messerklinge. Sakrebleu! Will man sie überlisten! Triumphieren will man über sie! Die Schandbuben! Wer denkt jetzt noch an den Sylvain Marbaix und seine Geschichte! Feindeslust, Kampfwut wird! Und die fiebernde Frage wird, wie man Siege feiert und feindliche Brüder heimschickt mit blutigen Köpfen. Sie drängen hastend zusammen und beratschlagen. Wenn die von Lalaing an der Barriere lagern, dann sind sie ihnen zuvor, und das darf nicht sein, nein! nein! Gustave Michot schwört: „Im Namen Gottes —! Niemals!" Und sind mit glosenden Gesichtern dicht beieinander im fahlen Zwielicht. Über die Barriere hinaus vorzurücken — unmöglich! Müßte man also schon die Station besetzt halten. Weiter ist kein Rat. Haïe, jawohl!

Einer drängt inmitten mit bleichem, verärgertem Gesichte. Haïe, jawohl! V o r der Station müßt' man den Sylvain Marbaix abfangen! Ob sie denn vernagelt seien? Ob sie nicht daran dächten —

Parbleu! Sie denken daran. Droben auf dem Hügel, wo der Ladekranen hochgeht —!

Der Steinbruchkönig hat dort einen Verladungsplatz — Es halten gewisse Güterzüge dort, ehe sie auf der Station einlaufen — Man wird den Sylvain Marbaix dort abfangen müssen. Hinauf zum Hügel! Wie man da ungesehen hinaufkomme? Durch den Schacht? Gefährlich und umständlich, und es kann ein Pfiff tönen und der Güterzug

einlaufen. In der nächsten Sekunde kann's geschehen. Hepp, zum Entschluß. Aber wie? Der Kranen —! Haïe, ja, der Ladekranen! Gefährlich und halsbrecherisch ist's. Der Gustave Michot sagt nein. Man soll nur die Schraube losdrehen, die den Hebel hält, es fliegt dann das Schiffchen nach oben. Und sie alle im Schiffchen. Und droben alle. Holla! Ans Werk!

Jetzt, da Gefahr wird, da die Gewalttat sie packt, der Streit zum Kampf zu werden droht, sind alle Sinne in ihnen wach. Der Haß schnobert aus ihnen und die brutale Siegerwut. Und wenn es nicht der Sylvain Marbaix und seine betrogene Liebe wär' — sie würden um einen Zigarrenstummel kämpfen und Köpfe blutig prügeln und Gut und Blut und Wohlstand in die Schanze schlagen. Und einen Menschen töten —! Um eines Zigarrenstummels willen!

Die Schraube kreischt und stöhnt. Zwischen den eisernen Bändern schürft der Hebel auf, knarrt, schlenkert, schlägt gegen die Eisenbarren, daß ein singender Metallklang nachtönt. In dem Gerüst schwankt das Schiffchen, lautlos hinauf, hinauf — schaukelnd in der schleiernden Abendluft, und ein dumpfes Aufprallen, ein Stoß und Schütteln im Gerüst — Stille.

Droben schlüpfen Gestalten aus dem Schiffchen, gleiten, sich bückend, über die Erde, um die Schuppen und auf die Brücke bis zu den Bahngeleisen. Stehen und horchen. Fünf Minuten weiter liegt die Station. Das Licht auf dem Perron blinkt schon. Auch drüben in der Dunstferne des Pfingstabends blitzen winzige Lichtfünkchen und rote Flammenscheine. Und am Himmel ein matter Glanz von Rosa und feurigen Lichtgarben. Sirrend schießen sie auf und streuen Funken und Flitterlicht, in kurzen Abständen, ganz plötzlich.

„Sie machen Feuerwerk, seht ihr's?"

„Sie sind beim Tanz, seht ihr die Fahnen? Das ist am Platz de la Bassée.“

Und hintennach ein Fluch.

Sie stehen stumm und schauen, ragende Schatten im sanften Abenddämmer. Drüben, wo der Himmel lichterloh brennt, wogt der Kirmesjubel. Und einsam und verwegen stehen im brachliegenden Feld die Männerschatten. Haßfunkelnde Augen schauen und lauern. Der mit dem fahlen, verbissenen Gesicht fährt auf — plötzlich. Ein hingezischelter Fluch, eine Drohung! Haïe, was es gibt! — Sakri! Ob sie nichts sehen — gar nichts? — Da! Überall! Schlüpfende Schatten ... übers Gleis — in die Güterschuppen!

„Da sind sie!“ flüstert Gustave Michot, und dann weiß man, die von Lalaing sind's. Tymian Tassignon hat scharfe Augen und sieht, daß sie in den Güterschuppen nach Gerätschaften zur Verteidigung gesucht haben. Sie fuchteln mit drohend geschwungenen Stielen.

Unter den Steinmetzen Murmeln und Bestürzung. „Sie sind wie Jagdhund' auf unsrer Spur!“

„Wollen die uns hinweg verdrängen? Gamins! Die Messer raus!“

„Bon Dieu! Jetzt wird's was!“ ruft Tymian Tassignon, und sein rotes Gesicht wird bleich, und seine Courage zerrinnt vor dem großen und furchtbaren Ungewissen, was jetzt hereinbricht. Er hat die Begeisterung, ein Kampfgeschrei zu erheben, aber wenn der Augenblick kommt, daß sein Kopf blutig geschlagen werden kann, wird er mild und versöhnlich.

Der Bleiche und Verärgerte aber drängt sich vor. Er steht vorgebeugt wie zum Sprung und redet. Das Weiße glost aus seinen Augen. Sie rollen unstet. „Gevatters, haïe! Laßt sie herankommen, die Buben, und laßt sie losschlagen — und wenn ihr mich dann seht durchs Feld zurücklaufen —

lauft mir nach! Seht nicht, wohin's geht. Lauft mir nach!! —"

Sie sehen in sein Gesicht und wissen, daß es ein furchtbarer Plan ist. ... Und da wimmelt schon das Nebengleis von Schatten! Die Buben von Lalaing rücken an mit Hacken und Schaufeln und Knütteln, über das Gleis kommen sie, vorüber wollen sie. Halte-là!

„Hat uns einer was zu kommandieren?"

Die Steinmetzen: „Hier geht keiner vorüber!"

„Ist die Passage euer?"

„Ist sie euer?"

„Wer sie nimmt, hat sie!"

„Noch nicht! Alarm!!"

„Kommt nur! Alarm!!"

„Vorwärts!!"

„Vorwärts!!"

Da ist schon ein Gewühl auf dem Geleise. Scharf prallen die Hacken und Schippen, ein schartiger Klang. Ein Pfiff! ... Ein gellender, langgezogener, fern aus der dämmernden Weite, wo die Schienenstränge verzweigen und breit und vielfältig verlaufen. Die Geleise klirren, der Boden erschüttert, und Pfiffe, schrill warnend, und zischender Dampf, Gepolter, Pusten, Rattern ertönen.

Aber sie kämpfen noch auf den Schienen, sie sind toll und wild und zähe. Sie drängen dem langsam heranrollenden Güterzuge entgegen! Sie winken und rufen, sie schlagen zu und werfen den Gegner zurück. Am Auslug der Maschine ist Oude Klaars wetterhartes Gesicht. Sein Ruf dröhnt: „Zurück — oder ich fahre über euch weg!"

Und der Gegenruf: „Oude Klaar, halt an! Hier ist Zweigstation!"

„Dampf!" brüllt Oude Klaar. „Ich fahre zu!"

„Wo ist Sylvain Marbaix?! Sie hat dich verleugnet! — Rotstrümpfchen! — Auf der Tribüne —!"

„Falsche Hunde! Glaubt's nicht, Sylvain Marbaix!"

„Sie hat dich verleugnet, Sylvain Marbaix —!!"

„Oude Klaar, was rufen sie?" fragt Sylvain und steht hinter ihm und fühlt's wie Faustschläge ins Gesicht. Oude Klaar antwortet nicht. Er läßt die Dampfbremse locker, mit einem Ruck zieht die Maschine an. Sein Gesicht ist wie aus Erz. Er wird seine Pflicht tun, weil er im Dienst ist. Er wird über raufende Menschen dahinsausen.

Da ist Sylvain am Kessel, stoppt das Feuer, stürmt zur Sandstreubremse, die er öffnet. Über die Radachsen in die Schienenrillen rieselt, raspelt der Sand, hemmt die Räder. Von den Wagen aus dröhnen die Zurufe des Personals. Sylvain fühlt sich von Oude Klaar erfaßt und zurückgeworfen. Der schließt die Sandstreubremse, reißt das Ventil im Kessel auf. Als er sich nach Sylvain Marbaix umsieht, ist der abgesprungen.

„Ich bring dich um dein' Dienst, Kanaill'!" ruft er ihm nach. Aber da wird ein Tumult um die Maschine, der nicht mehr zurückzudämmen ist. Rufe, Gebrüll, Flüche. Wenn einer ruft: „Sie hat dich verleugnet!" hängt ihm Sylvain Marbaix am Halse und würgt ihn. „Dampf!" brüllt Oude Klaar, läßt die Pfeife gellen. Das Personal setzt am Wasserkran' den Schlauch an, spritzt den Strahl in die Raufenden hinein — da lassen sie locker, geben die Bahn frei, wälzen zur Brücke hin.

Wie festgebissen hängen zwei zusammen, Sylvain Marbaix an dem bleichen Verwegenen. Der zerrt mit seinem schmächtigen Körper den wuchtigen des Sylvain Marbaix weiter, läßt sich schlagen und zerfleischen, zerrt ihn weiter — über die Brücke weiter — weiter! Seine Augen gleißen weiß

wie geschliffenes Metall. Weiter! Das Gewühl ist jetzt auf der Brücke. Auf klirrendem Geleise jagt der Güterzug dahin. Der ausgespeite Dampf fliegt zurück über die Kämpfenden hin.

Einer hat sich aus der Wirrnis losgelöst, läuft! Läuft schweigsam mit winkenden Armen. „Seht ihr's?" ruft Tymian Tassignon seinen „Gevattern" zu, „seht ihr den ‚Ziegendudu' laufen?!"

Und sie sehen den ‚Ziegendudu' laufen. Ei Tonnerre! Wohin? Hinter ihm her wie ein gereizter Stier der Sylvain Marbaix. Sein schweres Blut ist aufgeschüttelt, es kocht, es lärmt, die rote Wolke vor seinen Augen, die lohende Wut, die betrogene Liebe, die gewalttätige Liebe. Ihm nach! Ihm nach! Dem ‚Ziegendudu', dem feigen Schwätzer, Alarm! Alarm!

Über die Brücke dröhnen die jagenden Schritte, dumpf hallend im durchwühlten Feld, auf die Schuppen zu — auf fliegen die Tore, hinein! Hinein! Hinunter in Nacht und Schacht!

Herrgott! Herrgott! Jetzt weiß man den teuflischen Plan! Der ‚Ziegendudu', der Schlaue, der famose Schuft!

Hinunter in Nacht und Schacht! Hat man sie erst dort fest, die Dummen, die Hilflosen, die nicht Weg und Bahn kennen drunten in den Steinbrüchen, dann kommt keiner mehr heraus, der nicht um sein Leben winselt, der nicht heim will mit Hohn und Spott und beschimpft. In die Nacht! In den Schacht! Alarm!

Im offenen Schlund der Schuppen verschwinden die Menschenschatten. Hinter ihnen bauscht mit grauen Schleiern der Abend. Stille oben. Und hohles Getöse drunten. Schreie, Ächzen, Wehe, heimtückische Gewalttat.

Die Steine ragen wie Felsen, die Felsen wie steile Wände,

die steilen Wände wie blaue Märchenberge oder wie Palastwände einer unterirdischen, tiefen und einsamen Stadt. Eine Spalte klafft und saugt den letzten Tagesschein vom Himmel auf. Ein verschwimmender Glanz, der an den schimmernden Wänden hinabrieselt und drunten eine schräge Lichtscharte in die blaue Nacht schlägt. Und die blaue Nacht hat einen goldenen Saum. Das gleißende Lichtgold schimmert unruhig auf der blauen Wundernacht, als müsse es mit einem Male hinweghuschen aus dem Spalt, wie der Blick aus einem zuckenden Augenlid. Und wie aus eines Menschen Gesicht das helle Lachen.

Eines Menschen Gesicht liegt auf dem Goldsaum in der blauen, leuchtenden Nacht. Das blanke Licht zittert auf einer blutig klaffenden Stirne. Und aus diesem Gesicht ist das helle Lachen.

Das ist in demselben Augenblicke, als unter den Lampions und den Girlanden hervor und aus wirbelndem Tanze das Rotstrümpfchen tritt und der Herr ihr sagt: „Jetzt sind Sie heiß, kommen Sie!"

„Tanzen wir nicht mehr?" Der Atem jagt ihr.

„Erst wollten Sie nicht tanzen, und nun?"

„Machten Sie es nicht auch so?"

Sie sprechen beide erregt und schnell.

„Nehmen Sie an — es war mein Pflichttanz."

„Eine Tasse Kaffee verpflichtet zu nichts."

„Nein, denn es war keine Gunst."

Sie schweigt. Er spricht wieder: „Ich mußte von Ihnen die Tasse nehmen."

„Freilich müssen Sie's nehmen."

Wie ihre Stimme ist? Sie ist mit weichen Schauern überdeckt. Er fühlt sie wie eine liebkosende Hand auf seiner Stirne. Er hört sie in sehnsüchtigen, leisen, weinenden Worten um

sich: „Nimm mich! Nimm mich! Freilich müssen Sie nehmen!"

Er sagt: „Und nun nehmen Sie von mir —," und er deutet auf die Kette der Brioches, die ihm noch um den Hals hängt. Sie erinnert sich des Brauches, steht dicht zu ihm, hebt die Arme an ihm hinauf — um seine Schulter — um seinen Hals ... ihre Arme schließen sich, fest wie eiserne Ketten, sie weiß nicht, was sie tut, sie fühlt nur, daß sie es muß — ihre Arme um ihn schließen, stürmisch und fest und unaufhörlich. Und da er die Schwere ihres Körpers und die Wärme und den Duft spürt, rinnt der Rausch über ihn, nimmt seine stolzen Gedanken fort. Und er küßt die Lippen, die noch unter dem heißen Flüstern schwellen: „Nimm mich! Nimm mich!"

Und denkt, daß sie die Königin ist.

Und denkt nicht, daß die Maman Bas rose ihre Mutter ist.

Sie fragt: „Bist du der Prinz?"

„Ich bin kein Prinz. Von den dreien, die du am Tische sahst, bin ich der Geringste."

Und sie mit stockendem Atem: „Wer ist der Prinz?"

„Wenn denn ein Prinz sein muß — der kleine Japaner. Er stammt aus einer Seitenlinie des Kaiserhauses, von den Katischirakawas. Aber er ist ein Graf, und es ist ihm bestimmt, die Prinzessin Take zu heiraten."

„Er wird sie nicht heiraten," hebt den Arm und zeigt in die Birkenlaube. Graf Todo hält Simonnes Hände.

Da rinnt aus seinem heißen Gesichte der Rausch. „Weißt du, wer ich bin?" fragt er hastig.

„Ich will's nicht wissen."

Sie hat Furcht, daß sie dann erwachen müsse.

„Ich bin Lié Macq."

„Der Steinbruchkönig —"

„Sein Sohn.“

Da schließen ihn ihre Arme fest und freudig ein. Ihr Gesicht wühlt sich ein an seinem Halse. „Was frag' ich danach! Du bist mein Prinz!“

In ihr üppiges Haar neigt er sein Gesicht. „Was frag' ich danach!“ murmelt auch er.

Das Rotfeuer zischt über sie hin und die zartgefärbte Abendluft. Die bunten Lampen schaukeln, die Kränze rascheln. Die Liebe brennt.

Die linde Pfingstnacht zieht herauf aus den blauen Felsen.

Aus den blauen Felsen dringen verworrene Geräusche.

Hört man's rufen? Was rufen sie? Einen Namen! Welchen Namen? Sie rufen's mit Empörung und Leid. Die Tanzenden stehen und lauschen. Von der Straße her Stimmenschall.

„In den Steinbrüchen liegt er! Sie haben ihn niedergeschlagen!“

Ein wirres Fragen: „Wen?“

„Sylvain Marbaix!“ Und weithin noch der Ruf: „In den Steinbrüchen liegt er!“

Aus heißer Verzückung schreckt Aimée Pête auf. Ihre Wangen glühen noch, ihre Augen sind umflort, ihr Haar ist wirr.

Da sagt der Herr ihr: „Sylvain Marbaix liegt in den Steinbrüchen.“ Er hält ihre beiden Hände fest, er lauert auf ihr Zucken, er fragt: „Warum erschrickst du?“

„Erschreck' ich denn?“ Und die Lippen zusammenbeißend: „Ich erschrecke nicht!“

„Dann komm von hier fort!“ Und noch hält er ihre Hände. Sie steht wie geworfen, sie möchte zurück, den Leuten nach, sie möchte ein Wort sagen, fragen. — Einen Moment nur dies Zögern! Dann geht sie mit Lié Macq, dem Prinzen, davon.

Entsetzte Menschen fliehen unter den schwankenden Girlanden hinweg. Keine Tanzenden mehr. Kein Sang und Klang. Halbgeleerte Flaschen und Gläser. Weit und leer ist der verlassene Platz.

Noch dröhnen die Rufe. Im Laufschritt rasen Männer durch die Straßen. Waffen blitzen. Die Garde civique rückt an. In den Steinbrüchen tobt noch die blutige Schlägerei.

Ein Alter schleicht an den Häuserfronten entlang, und an den Haustüren, wo erschrockene Leute stehen, erzählt er: „Man soll die el Patie steinigen —"

Am Eingang des Dorfes laufen sie zusammen. Was ist's? Die Frauen weinen —

Oude Klaar kommt daher, auf seinem Rücken trägt er den regungslosen, wuchtigen Körper von Sylvain Marbaix. Die weinenden Frauen sagen: „Seht ihr das Blut auf dem Boden?"

Die Männer, die nicht weinen können, sagen: „Wenn er blutet, dann lebt er noch."

Und Oude Klaar geht und gibt keine Antwort.

Ein Hornsignal durchschmettert die tiefe Einsamkeit. Der Kommandoruf in verlorener Ferne. Dumpfhallende Schritte. In wogenden Schattenklumpen verzweigen sich die angesammelten Scharen der Bürgerwehr.

Die südlich der Ebene ziehen, sprechen: „Es ist sichtbar, es soll kein Segen mehr sein fürs Heiratsdorf."

Die nach andern Richtungen abziehen, sprechen: „Nun kommt ein Unglück herauf übers Heiratsdorf. Es ist Blut geflossen."

Da wird auch die weite Ebene von Beverloo leer wie der Tanzplatz de la Bassée und die Straßen und die Kabaretts.

Und die ewigen Sterne flimmern.

Drittes Kapitel

Am Kabarett der Witwe Basrose steht der Putzeimer vor der Tür. Daneben steht der knochige und eckige Viktorien Pête, schlenkert die roten nassen Hände. Er schämt sich, wenn Vorübergehende nach ihm sehen. Wenn er nicht sechzehn Jahre alt wäre, würde er dastehen und heulen.

Es trat die Frau des Hauses ‚Erzähl's weiter' an die Tür, hing den Schaukasten aus und sah verächtlich her. Da hatte Viktorien, der große Junge, den Aufwaschlumpen in den Eimer zurückfallen lassen und sagte hinüber: „Kann ich dafür! Wenn das Rotstrümpfchen draußen nicht mehr putzen will —!"

Im Hineingehen sagt da die Frau des Hauses ‚Erzähl's weiter': „Möcht' ihr auch sehr raten, den Leuten nicht gleich wieder unter die Augen zu kommen."

Weit offen steht das Fenster im Kabarett. Aimée Pête hat die weiße ungebleichte Schürze um die Hüften gebunden, scheuert die Tische, hält inne, als sie die Frau draußen reden hört. Die Augen flackern ihr auf, die Röte läuft ihr ins Gesicht. Aber ihr Herz klopft bang, so daß sie der Frau kein schlimmes Wort hinausrufen könnte.

Und dann sieht sie aus der Vorhangfalte hinterm Büfett die Maman herauskommen, bückt sich und scheuert weiter. Die Maman hält eine Kartoffel in den Händen, die sie ringelnd schält, und hat in der hohlen Hand noch eine andre. Sie wird nie ohne Beschäftigung gehen oder stehen. Sie ist eine fleißige und keine gemütliche Maman. Aber nun hat ihr der Omer, der Guckalles, der Schlauberger, etwas verraten,

das er gesehen hat beim Schein des Rotfeuers und unter den schwankenden Girlanden und hinter den Birken.

In ihrem glatten, runden Gesichte steht eine hinterhältische Freude. Und darum ist sie vom Kartoffelkorb aufgejagt, fiebert vor Neugierde und ist ruhig und behäbig. „No, wie ist's denn?"

Und Aimée Pête aufgeschreckt und bestürzt: „Meinen Sie mich?"

„Ei no, mich mein' ich nicht."

„Was wollen Sie denn, Mère?"

Da legt die Maman breit und froh die verschränkten Arme aufs Büfett. Und mit zarter Andeutung: „War's schön?"

Das Rotstrümpfchen scheuert, daß das Holz splittert. „O Mère!"

Und die Maman sanft und lauernd: „Hat er was Bindendes gesagt?"

„O Mère, was wollen Sie?"

Die Maman ruckt auf, stößt die Hand mit dem steilgestellten Küchenmesser aufs Büfett nieder. „Nu halt' mich aber nicht für Kappus! Er muß doch was gesagt haben, denn wenn man genug geküßt hat, hernach sagt man doch was, haïe?"

Aimée Pête stützt die Hände flach auf, steht gebückt und denkt, nun würde sie eher aus dem Hause laufen, als dieser Frau antworten, was sie wünscht. Es hätte sie eine körperliche und schmerzhafte Überwindung gekostet, ein Wort dieser heiß verrauschten Augenblicke, ein einziges nur, preiszugeben.

„Hepp!" ermuntert die Maman.

Da scheuert das Rotstrümpfchen wieder, daß der Tisch rückt und knarrt.

„Ich sag' nichts, ich weiß nichts, reden Sie, was Sie wollen, Mère."

Mit einer stolzen und verschwiegenen Freude tritt die

Maman hinter den Vorhang zurück, setzt sich an den Tisch, und als Omer von der Pumpe kommt, wo er sich den Kopf naß gewaschen hat, zwinkert sie ihm zu. „Es ist so was, ja, ja, es ist richtig." Sticht die Augen aus und läßt die Kartoffel in den Eimer plumpsen. Hochauf spritzt das Wasser.

Omer Pète macht ein kniffliges Gesicht, lehnt sich an die Schulter der Maman. „Soll ich Ihnen sagen, was der Steinbruchkönig auf e i n e n Tag verdient?" Er tritt einen Schritt von ihr weg, um ihre Verwunderung zu genießen. „Hören Sie mal: dreißigtausend Franken!"

„Wieviel ist das?" fragt die Maman.

Da mißt Omer die Stube ab mit vier weiten Schritten. „Wenn Sie den ganzen Boden bis hierher mit Franken verlegen würden, dann haben Sie —"

„Guter Gott!" ruft die Maman und sinkt in den Stuhl zurück.

Aber Omer sagt: „Dann haben Sie erst zehntausend Franken. Man müßt' also noch die Schenkstube und das Schlafzimmer voll legen —"

„Guter Gott!" flüstert die Maman und sitzt starr.

„Dann erst hat man dreißigtausend Franken," vollendet Omer mit der Miene eines Menschen, den keine Zahl umwirft.

Die Maman sitzt noch in tiefem Erschrecken. Ihr ist, als wäre sie auf einem hohen Berge und neben ihr ständ' der Teufel, um sie hinabzustürzen. Ihr ist sehr schwindelig.

Omer fährt fort: „Das verdient er auf e i n e n Tag! Es ist so viel, daß wir es unter uns teilen können, und jeder von uns ist dann noch furchtbar reich."

„Auf e i n e n Tag!" wiederholt die Maman und verliert alle Hoffnung.

Omer fährt fort und lehnt wieder an der Schulter der Maman: „Es ist also so, daß er alle zwei Tag' ein Millionär ist und jeden zweiten Tag wieder 'n Millionär und so fort, bis er stirbt. Er wird am End' gar nicht mehr zählen können, wie oft mal er 'n Millionär ist. Er hat die Millionen, wie wir die Zehncentimes." Da faßt die Maman wieder Mut. „Wenn die Millionen ihm *so* wachsen —!"

Sie meint, dann könnte er schon mal gleich eine Million hergeben, um das Kabarett auszubessern und eine Million für den Omer, daß er mal nach Brüssel reisen kann in den Kinematographen. Und eine Million für den Viktorien, daß man ihn vom Militär loskaufen kann.

Mit weit aufgerissenen dummen Augen steht Viktorien auf der Schwelle, läßt den Eimer niederplumpsen. Guter Gott! Wenn das so ist mit der Aimée und den Millionen — ja, dann freilich darf sie nicht mehr putzen vor der Tür.

Und die Maman sitzt noch mit hochglühendem Gesichte und würfelt die Millionen im Munde, und es kommt ihr nicht darauf an, wem sie noch eine Million schenkt — *wenn einmal das Rotstrümpfchen ins weiße Haus an den Steinbrüchen einzieht!*

Das Rotstrümpfchen hat nicht mehr gescheuert, steht da und preßt die Hände auf die Brust, die ihm stoßweise wogt. Wenn ein Schritt vor dem Hause laut wird, meint's, es müßte hinlaufen und die Tür verriegeln. Und hinter der Tür wird's lauern und in wahnsinniger Freude sein, wenn *er* es ist, der anklopfen will an ihre Tür. Aber nicht herein soll er! Nicht in dies Haus. Sie meint, dann müsse er gehen und nie wiederkommen und traurig über sie lächeln und in Ewigkeit getrennt von ihr sein!

Der Schatten eines Mannes weht am Fenster vorüber. Tapp tapp, schwer und schlappend vor der Haustür, ein

Schlag auf die Klinke, die Tür fährt auf. In die Spalte tritt Oude Klaar und herein und ans Büfett. Steht da.

Aimée Pête läßt den Atem lang ausfließen. Sie möchte froh sein, wie nach einer überstandenen Gefahr, aber Oude Klaar trägt eine Luft mit sich herein, die unheilgeschwängert und lähmend ist.

Oude Klaar steht noch und fordert nichts. Er sieht geradeaus nach der gegenüberliegenden Stubenwand, und da bemerkt Rotstrümpfchen, wie hart und unerbittlich eigentlich Oude Klaars Gesicht ist. Dann sagt er, ohne sie anzusehen: „Ich hätt' mit dir zu reden. Es soll aber niemand herein." Geht und verriegelt die Außentür. Steht wieder am Büfett und sieht auf die gegenüberliegende Wand.

„Ich seh', du weinst nicht mal."

„Oude Klaar, ist er tot?!"

„Nein, Gott sei Dank!" Und da er den Namen Gottes ausspricht, lüftet er die breitschirmige Mütze. „Sie haben ihm den Kopf kreuz und quer zerschlagen. Soviel man flicken kann, ist gemacht worden. Vielleicht verliert er doch noch den Verstand. Man weiß nicht."

Aimée Pête steht steif und sieht zu Boden. Da sind ihre Augen wie geschlossen. Die langen Wimpern liegen wie schwarze Striche. „Ist er zu Bewußtsein?"

„Er spricht nicht."

„Klagt er nicht?"

„Der tät's nicht, und wenn's ihm den Kopf abdrückt." Rauh und knapp sagt's Oude Klaar. Die Ergriffenheit packt ihn, da hustet er sich die Stimme klar. „Daß du's weißt, er liegt im Krankenhaus von Carrières."

Ihre Augen flackern auf. Notblicke jagen zu dem Alten. Der nickt unerbittlich: „Im Krankenhaus von Carrières, im Hospital der Steinmetzen."

Da weiß sie, daß Sylvain Marbaix unter dem Protektorat des Steinbruchkönigs liegt. Die Frische weicht aus ihrem Gesicht. Sie ist blaß und unkenntlich, denn in ihrem Gesicht muß die feine samtne Röte sein.

Oude Klaar möchte keinen Irrtum aufkommen lassen und spricht klar und herb: „Im Krankenhaus von Lié Macq. Er hat's Anno 1900 für seine Steinmetzen bauen lassen, und weil's die Steinmetzen waren, die den Sylvain Marbaix so zugerichtet haben — ich mein', es müßt' dir lieb sein, Rotstrümpfchen —"

Sie muß sich setzen, die Kniee wanken ihr. Oude Klaar spricht nicht mehr gegen die Wand, er sieht das Mädchen an.

„Es scheint aber, du erschrickst sehr."

Sie sagt aber fest und entschlossen: „Ich erschreck' nicht, warum soll ich erschrecken?"

„Wenn sie den Sylvain Marbaix erschlagen hätten, wär's wegen dir gewesen."

„Ich hab' Sylvain Marbaix zu nichts geheißen."

„Es stimmt; er müßt' dir jetzt den Gefallen tun und sterben."

Sie erschauert bis in die Seele hinein, aber sie will's ihm nicht zeigen. Sie schweigt. Da ist Oude Klaars Stimme verhalten und dunkel. „Ich glaub', wenn er's wüßt', könnt' er dir den Gefallen tun."

„Ihr sollt nicht so sprechen, Oude Klaar!" preßt sie heraus.

Er sieht von ihr weg und wieder nach der Wand. Er scheint nachzusinnen. Es könnte auch sein, daß er wartet, ob sie sprechen wird.

Sie spricht nicht, da sagt er: „Es kann sein, wenn ich heut hingehe zum Sylvain Marbaix, daß er mich fragt, ob's wahr ist. Den andern hat er's nicht geglaubt und hat wie

ein Stier gewütet. Mir wird er's glauben. Also wird er mich fragen: ‚Hat mich die Aimée Pête verleugnet?'"

In großer Heftigkeit spricht da Rotstrümpfchen, und ihre Wangen röten sich, und ihre Lippen schwellen wieder rot.

„Verleugnet hätt' ich ihn, weil ich sagte, ich sei ihm nicht versprochen? Hat er mir auch nur einen Ring an den Finger gegeben? Haben wir etwas zum Heiratstrousseau angeschafft, einen Schrank oder ein Sofa? Keinen Stuhl, sag ich Euch, Oude Klaar! Ich bin noch frei und keinem Menschen zugesprochen." Sie ist auf und dicht zu ihm, und mit schwer wogender Brust und wie gehetzt: „Ich hab' doch die Wahrheit gesagt, ich bin keinem Mann versprochen. Hab' ich nicht die Wahrheit gesagt?"

Mit flackernden Blicken sucht sie des Alten Gesicht. Seine Augen sind gläsern, seine Blicke gehen nach innen, so blickt er sie an und scheint sie doch nicht zu sehen.

„Man f ü h l t' s, ob man die Wahrheit sagt," spricht er rauh und leise.

Da geht sie von ihm weg und hinter ihn ans Fenster. Und noch spricht er rauh und leise: „Wir waren hinter Braine und hatten Fahrt frei, bis uns zwischen Braine und Manage das rote Licht in die Quere steht und wir auf freiem Feld halten müssen. Da hat der Sylvain Marbaix gesessen und ausgeschaut nach den Zügen, die uns vorauf sollten, bis ihm die Augen rot wurden. Und als wir eine Stunde fest waren, sagte er: ‚Ich hab's dem Rotstrümpfchen versprochen, ich muß heim.' Und als die zweite Stunde vorüber war: ‚Oude Klaar, ich mache mich unglücklich und lauf' vom Posten.' Und in der dritten Stunde sprach er nicht mehr, und ich hab' gesehen, wie er heimlich gebetet hat. Da hab' ich ihn im Aug' behalten, denn es war, als schätze er die Entfernung ab, um vom Posten zu laufen. Und dann hab' ich ihm den Rücken gedreht, denn

er sollt' sich nicht schämen, daß er an der Maschine stand und weinte. Er kam aber zu mir und sagte: ‚Oude Klaar, es ist mein Unglück, daß ich heut nicht dort bin, ich fühl's'. Das war, wie's schon zum Dunkelwerden ging. Als die Fahrt endlich flott wurde, hat er kein' Freud' mehr gehabt. Und dann brüllten sie uns vor der Maschine: ‚Sie hat dich verleugnet!' Wie dann der Sylvain Marbaix dreingefahren ist, wie ein Wilder, wie ein Turko! Und heut noch würd' er sie niederschlagen — alle! Aber wenn i ch komme, wird er mir's glauben. Rotstrümpfchen, ich kann keinem Menschen die Unwahrheit sagen —"

Er hält inne, er hört und weiß nicht, ob es Schluchzen ist. Langsam dreht er sich um, und da steht das Rotstrümpfchen am Fenster, drückt den Arm gegen die Scheibe und das Gesicht auf den Arm und ist geschüttelt von unterdrücktem Weinen.

Oude Klaar schluckt einigemal heftig, steckt den Finger in die schwarze Halsbinde, als sitze sie ihm zu fest, steht steif und macht eine Armbewegung, als wenn er sprechen müsse, und stößt die Hände in die Taschen. Und dann zwingt er seine Stimme: „Rotstrümpfchen, geh zu ihm!"

Todstill wird sie. Ihr Schluchzen ist jäh abgebrochen. Sie steht, als hätte sie der Schlag gerührt.

Oude Klaar sagt noch knapp und ergriffen: „Das Bißchen hätt' er wohl um dich verdient."

Weich geschüttelt und geworfen steht Aimée Pête. Sie hat ihn doch gern gehabt, den großen Guten, so wie er um sie war mit Sorgfalt und täppischer Zärtlichkeit und dankbar und beschützend. Sie hat ihn noch ebenso gern. Dies Neue, das in sie gekommen ist, hat nichts von dieser Zuneigung genommen. Wehmütig rinnt das Mitleid für ihn in sie. Und sie sagt: „Oude Klaar, ich geh' hin — aber, Oude Klaar, Ihr müßt mit ihm sprechen — vorerst! Dann geh' ich hin."

„Es ist gut,“ sagt Oude Klaar, „so kann ich denn aufriegeln.“

Er drückt die Mütze auf den Kopf und öffnet die Tür. „Adjü, Rotstrümpfchen,“ sagt er und geht.

Aber das Rotstrümpfchen stürzt ihm nach, möcht' ihm nachrufen: „Nein! Nein! Ich kann nicht!“ Und ist schon in der weitoffenen Tür. Da steht Oude Klaar und wartet.

Langsam drückt Rotstrümpfchen die Tür zu. —

Ei, warum kann sie nicht? Was ist's weiter, wenn sie hingeht und sagt: „Gu'n Tag, Sylvain, du bist krank, Kranke besucht man, hier bin ich!“ Warum kann sie das nicht? Sie weiß, der Sylvain wird ihr die Hände drücken und dankbar sein, sie kennt den guten, treuen und frohen Sylvain. Ei, so kann sie, wenn sie darf!

Aber schreckhaft kommt ihr ein schlimmer und banger Gedanke.

Sagt jemand, daß sie es nicht darf? Ist eine Stimme da um sie, in ihr, eine mahnende, flehende, prophetische? Wenn sie Sylvain Marbaix, den Kranken, besucht, zeigt sie, daß sie ihm nahesteht. Aber sie hat Sylvain Marbaix verleugnet, sie hat mit ihm nichts zu schaffen! Warum geht sie also und besucht ihn und macht ihn froh wie einen Geliebten, der Anrecht auf sie hat? Es wird zur Schlinge, die sie sich selber um den Hals legt: Vorsicht!

Und plötzlich wallt ihr das Herz in rasenden Schlägen. Ist nicht die Schlinge schon um ihren Hals gelegt! An ihr ist es, sie locker zu halten, sich Luft zu lassen zum knappen Atmen von einem Tag zum andern. Sie hat öffentlich abgeleugnet, was zwar der Form nach nicht bestand. Aber doch bestand! Sie erschlich sich einige Minuten berauschenden Glückes. Nun ist ihre Seele wach, ihre Sinne. Ihre Sehn-

süchte! Nun ist sie Weib geworden! In diesen Augenblicken erschlichenen Glückes!

Und wenn sie jetzt geht und die öffentliche Wahrheit wieder heimlich verleugnet, am Krankenlager Sylvains steht und sich von ihm zärtliche Worte sagen läßt, dann muß dieses Glück in Scherben gehen. Hat das Oude Klaar gedacht? Guter Gott! hat er das gedacht?! Oude Klaar war doch kein Unehrlicher, er wollte sie doch nicht heimtückisch in die Schlinge ziehen! Oude Klaar, das Rotstrümpfchen kann sein Wort nicht halten, es kann sich selber sein Glück nicht erdrosseln.

Nun beginnen ihr wieder die Kniee zu zittern, daß sie sich setzen muß. Wenn sie jetzt zurückdenkt, was Oude Klaar sprach, w i e er es sprach, wie er sie ansah dabei, so weiß sie, daß ihre Einwilligung für ihn bedeutete: Rotstrümpfchen kehrt zu Sylvain Marbaix zurück! Sie ist wie gejagt, sie muß aus der stillen Schenkstube fort, sie muß unter Menschen. Hinterm Vorhang sprechen sie noch von Millionen. Da setzt sich Rotstrümpfchen zu ihnen mit stillem, verklärtem Horchen, und es wird um sie eine goldene Welt und das Dorf wie ein Paradies und die Gärten voll Liebesrosen. Eine tiefe Innigkeit wallt warm in ihr, eine große, allumfassende Liebe für die Menschen. Sie spricht sanft und gut, sie duldet schweigend und verträumt ein rauhes Wort, sie möchte ihre Zärtlichkeit mit zwei Händen aus ihrer Seele herausschöpfen und austeilen unter Dürftige und Notleidende.

Und in der Nacht weint sie vor Mitleid und Liebe um Sylvain Marbaix.

Am Mittag sagt sie der Maman: „Ich geh' ihn mal besuchen."

Die Maman meint, besuchen könnt' sie ihn schon. Es ständ' ja immer noch nicht bombenfest, ob es mit dem Herrn aus

dem weißen Haus zum Klappen käme, nämlich zur Heirat, und da wäre es auf jeden Fall ratsam, sich zwei Äpfel für den Durst zu halten. Also möge sie hingehen in Frieden.

Sie greift auch in die Zigarrenkiste auf dem Büfett und nimmt eine weite Hand voll. Das möge sie dem Sylvain mitbringen. Und Rotstrümpfchen geht mit den Zigarren und ihrem Mitleid und starkem Herzklopfen. Wenn ihr der Entschluß kommt, umzukehren, sagt sie sich: „Der gute, treue Sylvain, der mich immer lieb gehabt hat, und den ich doch auch gut leiden mochte, und der schließlich meinetwegen zu seinem Unglück gekommen ist. . . .“

Auf der Straße nach Carrières liegt der Staub weich und weiß wie Mehl. Wenn ein leichter Wind aus den Kuhlen zu beiden Seiten der Landstraße heraufweht, stäubt es zu dichten Wolken auf und sprenkelt das schwarze, üppige Haar Aimée Pêtes und die schwarzen Samtbänder auf dem weißen großen Hut, streut ihre Schuhe bis über die Knöchel hinauf mit Pulver. In dem blanken Sonnenwirbel schwankt hurtig ihre Silhouette über den Weg.

Als sie an der Schmiede anlangt, sieht sie, daß in ihre Silhouette eine andre hineinschwankt. Da sie eine heimliche Unruhe hat und wie eine Schuldige auf verbotenem Wege zu gehen meint, getraut sie sich nicht, sich umzusehen und mit dem, der hinter ihr ist, ein Wort zu reden und nebenherzugehen; denn man kennt sich weit und breit in den Dörfern von Ecausinnes. Es bewegt sie, daß auch der hinter ihr kein Wort für sie weiß und nicht näher kommt.

An den ersten Häusern von Carrières fährt eine Karre mit Fruchteis vorüber. Eintönig stößt der Führer ins Horn, da weiß man, daß der Eismann kommt. Eh, Eismann! Hinter Aimée Pête hält er an. Eine Stimme spricht, oh! Nun hastet das Rotstrümpfchen, denn das Rotstrümpfchen

will doch nicht mit el Patie zusammengehen. O, guter Gott! Wie die hinter ihr her war, still und ungewiß, beängstigend. Was führt el Patie im Schilde?

Das Rotstrümpfchen nimmt hurtige Schritte, und als die Steinbrüche im fernen Feld auftauchen, das stolze weiße Haus auf der Höhe und drunten in den Anlagen, die an die Arbeiterhäuschen mit den Vorgärtchen sich anreihen, das steinerne, wuchtige Krankenhaus mit dem Kapellentürmchen, da zweigt sie links ab in das feuchte Gäßchen. Ihre Schritte hallen in der Enge und der verstorbenen Stille. Und es hallen noch Tritte, die weiten, festen Tritte el Paties. Sie suggert ihr Eis aus dem Backwerkhütchen und geht und geht. Nun weiß das Rotstrümpfchen: Sie folgt ihr! Warum? Ihr wallt eine heiße Blutwoge zum Herzen. Will el Patie wissen, ob Rotstrümpfchen zum Krankenhause geht? Ist das so schlimm, daß el Patie im Sonnenbrand hinter ihr hergeht und es wissen muß?

Die heimliche Unruhe in ihr wird zur lodernden Angst. Jäh biegt sie aus dem Wege ab, nimmt den Pfad zur Station. Am Schmalgeleise des Feldbähnchens hält sie inne, schaut zurück und sieht, daß el Patie ihr nicht mehr folgt. Hurtig am Geleise entlang, den Hügel zwischen kleinem Strauchwerk hindurch hinauf. Droben eilt sie auf der kahlen Höhe weiter und schlängelt sich zwischen Gartenanlagen hinab zur Einfahrt des Krankenhauses, stürmt die Treppe hinauf, reißt an der Entreeglocke.

Da geht jemand drunten an der Treppe vorüber und lacht. Sie hört es, als die Portaltür hinter ihr zuklappt, steht verwirrt und kann dem Portier kaum Auskunft geben. Sie folgt ihm, sie lispelt wie in leisen Gebeten, auf daß der Sylvain Marbaix sie verweigere, auf daß er — ach Gott! und wenn auch — schon gestorben sei, bevor sie komme. Sie hört es

noch, sie wird's in Ewigkeit hören: das schreckliche Lachen der el Patie.

Unter der Lichtkuppel, die in imposanter Wölbung das Glasdach bildet und die hallenartigen, düsteren Korridore erhellt, läßt der Portier das Rotstrümpfchen stehen und sagt, er müsse nachfragen, ob Besuch zulässig sei, ob der Kranke schlafe. Es ist ihr recht, sie muß sehen, daß sie ruhig wird.

Zu zwei Seiten vor ihr führt die steinerne Doppeltreppe hinauf. Wo sie durch eine Plattform unterbrochen ist, hängt an der Wand das lebensgroße Bildnis des Gründers und Wohltäters dieses Hauses, des alten Lié Macq. Ein dunkles Gemälde und schlohweißes Haar und das rote feurige Gesicht mit den prallen Augen. Man kann die Blicke dieses Mannes nicht ertragen, selbst auf dem Bilde nicht. Sie sind durchbohrend und vernichtend. Da Aimée Pêtes Augen an diesem Bilde hängen, fühlt sie eine demütige Furcht und sieht die Augenblicke ihres Glückes weit und fremd und fern in Scherben zerfallen, die heißen Sehnsüchte flüchten aus ihr, und sie wünscht nur mehr, daß er, der Prinz ihrer seligen Pfingstnacht, von Zeit zu Zeit in den Jahren ihres Lebens auftauche und sie reich und glücklich mache einige Augenblicke; daran würde sie zehren die lange Zeit des Wartens. So denkt sie vor dem Manne im schlohweißen Haare und mit dem stolzen, unerbittlichen Gesicht. In demütiger Liebe denkt sie es.

Der Portier schlurft durch den Gang. Sie könnt' kommen. Die Säle stehen weit offen. Auf bleichen Kissen fahle Gesichter, knöcherne Hände auf roten Decken. Wenn einer stöhnt, recken die Köpfe aus den Betten auf, und mit Greinen und leiser Heftigkeit sagen sie, man könnt' nicht schlafen, man sollt' schweigen — st!

Der Wärter sagt: „In der letzten Reihe das erste Bett."

Da sie noch sucht, ruft sie eine schwache Stimme an, ein

Arm wird hochgehoben — und sie sieht, daß sie schon an dem Bette vorbeigegangen ist und den Kranken nicht erkannt hat. Der arme Kopf liegt im Verband, und schwer und unbeweglich.

„Ich trag' jetzt eine Schlafmütze, siehst du?"

Der Witz klingt traurig, und die Tränen stoßen ihr herauf. Die wechselnden Empfindungen jagen in ihr, Erregung, Verlegenheit, Mitleid. Sie weiß nicht, welches Wort jetzt das richtige ist, sie denkt, was immer sie spricht, müsse ihm leid tun und sie weich machen. Hastig kramt sie die Zigarren aus der Tasche, legt sie ihm auf die Bettdecke. „Da, zum Rauchen."

„Ich darf nicht rauchen; es wär' mir schon recht, wenn du sie dem Wärter gibst, er ist gut mit mir."

Packt gleich zusammen und will zu dem Wärter, und möchte dies und das tun, nur nicht still bei ihm sitzen. Er sagt: „Wenn du 'rausgehst, kannst ihm geben."

„Lang kann ich nicht bleiben," möchte sie sagen. Da sieht sie in sein Gesicht, das zur Hälfte in dem Verband liegt, und bringt es nicht über sich. Sie hebt von dem Schemel ein Buch weg und setzt sich, hält das Buch unschlüssig in der Hand. Ob sie ihm vorlesen soll? Auf dem Deckel steht in Gelbdruck: „Hundertfünfzig der besten Witze!"

Sylvain sagt: „Ich darf sie nicht mehr lesen, wenn ich lache, platzt das Vernähte."

Da ist sie beruhigt, daß er noch lachen kann. „Hast du noch Schmerzen?"

Er holte ihre Hand von ihrem Schoße und legt sie an den Stirnverband.

„Spürst du, wie das klopft? Es ist eine Spalte, bis zum Schädel hin. Das Gehirn liegt fast bloß. Man hat's noch nicht 'raus, wer mir den Hieb versetzt hat, und ich konnt's nicht sehen. Wenn ich mal 'n bißchen nachdenken kann —

ich kann's noch gar nicht — dann wollen sie mich verhören. Es kommt ja zum Prozeß."

Er schluckt und hält inne. Er erregt sich beim Sprechen, das schmerzt ihn. Sie will auf. „Es ist nicht gut, daß ich dich zum Sprechen bringe."

„Nein, bleib. Ich wollt' dir noch sagen, Oude Klaar hat mir Aussicht gegeben, daß ich bald zur Prüfung komme als Heizer und dann schon mal 'n Güterzug fahren kann. Das Rechnen mit Brüchen, weißt du, das muß ich noch 'raus haben, zur Berechnung der Kilometer und wie man die Geschwindigkeit der Fahrt einteilt, wenn ich dann Lokomotivführer werde —."

Nun ist sein Blick klar und fest auf ihr.

Sie hört den Namen Oude Klaars und dabei bleiben ihre Gedanken stehen. Sie denkt, daß sie etwas sagen muß. „Oude Klaar hat dir erzählt, was du wissen mußt."

Zu einem großen, entscheidenden Gedanken drängen seine Wünsche hin. Davon redet er. „Als Heizer hab' ich nebenbei schon die Kilometergelder, fast zu einem Franken zwanzig den Tag, und die Öl- und Kohlenprämie und hab' die Hausmiete frei, weißt du?"

Da versteht sie seinen Blick. Sie wird ihm keine Antwort darauf geben, und wenn der Verband aufschlitzt und sein Blut hinfließt, sie wird ihm keine Antwort geben. Und da kommt's ihr, daß sie plötzlich daran denken muß: daheim sitzen sie und verteilen die Millionen. Wenn sie ihn dann sagen hört: „An Öl und Kohlen verdien' ich pro Kilometer sechs Centimes —!"

O, es ist schlimm mit ihr. Sie möchte hohnlachen und davongehen. Und demütig an dem Bilde unter der Kuppel drunten vorübergehen, denn das Bild sagt: „Hüte dich! Hüte dich, Rotstrümpfchen aus der Schenke Vas rose!"

Aus dem Bette nebenan knobert ein Kranker. Die Besuche ärgern ihn, sie sprechen ihm zu laut, sie scharren mit dem Schemel —

„Stör dich nicht um ihn," sagt Sylvain, „er ist gestern operiert worden und hat die ganze Nacht das Morphium ausgebrochen. Jetzt möcht' er schlafen."

„Dann soll er's auch, ich will gehen."

„Soll er schlafen, und ich es schlecht haben?"

„Umgekehrt wär's dir doch auch nicht lieb."

„Aber dann mußt du noch kommen."

„Ich komm' wieder."

„Ich möcht's wissen, wann."

„Ich kann's nicht wissen."

„Am Dreifaltigkeitssonntag, willst du?"

„Warum dann?"

„Es kommen da viele Besucher, und wenn ich allein dann niemand hab' —"

„Ja, ja, ich komm'!"

„Adjü, Rotstrümpfchen."

Da empfindet sie erst, daß er noch immer ihre Hand hält. Er wartet, er sieht verstohlen nach den andern Betten.

„Adjü, Sylvain!" drückt ihm heftig die Hand, eilt, als könne er sie noch zurückhalten zum Kuß.

Die Sonne strahlt in die Glaskuppel herein. An dem Bilde des alten Lié Macq vorbei läuft sie und sieht nicht hinüber.

Aber das Bild sagt hinter ihr her: „Hüte dich! Hüte dich, Rotstrümpfchen aus der Schenke Bas rose!"

Die Schlote rauchen der Sonne ins Gesicht. Es werden qualmgraue Flecken auf den weißen Strahlen und eine große Unreinlichkeit am lichtblauen Gemälde des Himmels. Die Luft ist voll von heißen Dünsten, brennendem Ruß, zer-

fließendem Teer, Maschinenatem. Die Stechmücken taumeln darin, trunken und frech und surrend. Rotstrümpfchen schwenkt das Taschentuch und wehrt sich gegen die boshaften Stecher. In dem Gäßchen turbeln ganze Schwärme. Darum nimmt Rotstrümpfchen nicht mehr den Weg durchs Gäßchen, sondern den Pfad über den Hügel. Sie wird dann das weiße Haus im Rücken haben und braucht nicht hinüberzusehen, und das ist ihr erwünscht. Sie wird dann auch an der Barriere vorüberkommen und dort am Hause des Agenten von „englischen und schottischen Brauereien". —

Der Dreifaltigkeitssonntag bringt die Nachfeier zum Pfingstfest. Die Steinmetzen sind die Gentlemen im Steinbruchlande. An Festtagen lechzt ihr Gaumen nach ausländischem Bier. Pfui dä! Das saure „Saison" und „Doppeltsaison" für den durstigen Werkeltag. Und die Agentur für englische und schottische Biere der berühmten Brauereien Wortington & Co., Burton und die Scotish Ale, Christmas Ale der Brauerei Mac Ewan's & Co. aus Edinburg, machen Geschäfte, höchst profitable im gesegneten Wohlstand des Steinbruchlandes.

Die Frau in der Agentur nimmt die Bestellung für das Kabarett der Witwe Vas rose entgegen. Sie sagt spitzfindig: „Ob die Steinmetzen noch kommen und bei Vas rose trinken —"

Wieso und warum? möchte Rotstrümpfchen wissen.

Da Vas rose im Heiratsdorf liege —

Eh —?

— und das Heiratsdorf nun in einen Prozeß komme, drei ehemals friedliche Dörfer also in höchsten Unfrieden kämen —

Meint da das Rotstrümpfchen, so könnten denn auch die von Lalaing nicht mehr ihre Biere in Carrières besorgen

lassen, von wegen dem Prozeß und dem Unfrieden und so weiter.

Ei Wetter! Sie ist die Tochter der Bas rose, sie ist nicht auf den Mund gefallen, sie wird sich jetzt wehren müssen, wie sie Stechmücken abwehrt, die ihr mit boshaftem Stechen nahe kommen! Mit der Feinheit kommt man zwischen Knüppeln nicht weit, und gerade wenn man wohlanständig zurückweicht, wird man an die Wand gedrückt und zerquetscht. Die Maman Bas rose hatte keinen Schritt ihres Lebens der Wohlanständigkeit halber preisgegeben, sie ist der Ansicht: haust du nicht, so wirst du gehauen! Also haut die Maman Bas rose und bleibt ihr Leben lang frei=froh=frech und eine Frau, deren Freundschaft man sucht, und deren Feindschaft man fürchtet. Also will Rotstrümpfchen sein: frei=froh=frech. Sie wird den Kopf so hoch tragen, daß er an den Rosenhut der el Patie heranreicht und womöglich über ihn hinausragt.

Die Maman Bas rose sagt, das sei der erste vernünftige Gedanke, den Rotstrümpfchen seit dem Pfingstmontag herausbringe. Sie ist verändert, die Maman, sie hat ein Opfer gebracht. Sie schwitzt sehr. Den „Kassaweck", die hellblumige Kattunjacke, mit der übergebundenen Schürze auf den breiten, quellenden Hüften, hat sie abgelegt, statt dessen sich die knappe schwarze Kleidertaille aufgepreßt. Sie kann kaum atmen. Schwitzt und schmunzelt. Sie wird in der Hitze zerfließen und nicht klagen und schmunzeln. In Ecaussinnes hat man so etwas noch nicht erlebt. Man macht es sich in der Hitze bequem, wer denkt anders!

Die Maman Bas rose denkt mit einem Male seit zwanzig Jahren anders. Warum und wieso, wenn man sie darüber fragen wollte, erhielte man die Antwort: „Das hängt man keinem auf die Nase!" Wenn sie nun partout schwitzen will — wen geht's was an!

Am Samstag nachmittag, dem Tage vor Dreifaltigkeitssonntag und der Oktave des Pfingstfestes, nachdem sie also fünf Tage die knappe Kleidertaille im Schweiße ihres Angesichts getragen hat, bleibt sie bei Rotstrümpfchen stehen, und sie sagt, nur so nebenbei und zwischen den Zähnen durch: „No, wie ist's denn? Kommt er oder kommt er nicht?" Bohrt die scharfen Blicke in des Mädchens Gesicht. „Zeit ist es no bald!"

Rotstrümpfchen ist empört, wenigstens scheint es so. „Mère, so was muß er sich doch überlegen."

„Zu was überlegen? Man überlegt, eh' man küßt. Oder meint der vielleicht —" Ihr geht mit einem Male sichtbar ein Licht auf, und das bestätigen ihre weitaufgerissenen Augen, der sprachlos geöffnete Mund und insbesondere die zum Angriff aufgestemmten Hände. Sie sagt aber nur: „Na, ich will nicht hoffen!"

Geht ihrer Arbeit nach und läßt Rotstrümpfchen allein in der Schenkstube. Rotstrümpfchen ist empört. Es tut ihr wohl, wenn sie in diesem Falle über die Maman empört sein kann. Es bleibt dann eine Frage in ihr tot, die durchaus lebendig werden will, eine Frage, die sie in bösen Träumen quält, und die fort und verschwunden ist, sobald das Tageslicht hell hereinflutet in ihre trübgewordenen Augen und hinunter zu den schwarzen Gedanken in ihrer unruhigen Seele. Was will sie mehr, als in Träumen gehen und die Augen verschließen und heimliche, süße Gespräche führen. Ihre Sinne sind wach, aber es ist noch kein leidenschaftliches Begehren. Er hat ihr eine schöne Gegend aufgetan, märchenhaft und verwunschen. Die Welt um sie herum gehört nicht hinein, nur er und seine Welt. Und wenn man dann kommt und nüchtern und unempfindsam sie aus dieser Welt herausreißt, ist es ihr gräßlich. Sie sieht sich alsdann von den Ihren

weit fort und sieht einen Spalt zwischen sich und ihnen aufklaffen, der jetzt noch mit einem Schritt zu überbrücken wäre. Aber ein Spalt kann zum Abgrund werden. Und Rotstrümpfchen weiß nicht, wann das einmal sein wird. Vielleicht, wenn er kommt und ihr neue, wunschlose Augenblicke des Glückes schenkt.

Unter einer heftigen Bewegung schwankt der Vorhang in seinen Falten. Die Maman tritt heraus, mit brennender Röte auf der Stirn, und nahe zu Rotstrümpfchen und wieder verhalten zwischen den Zähnen: „Willst du was wissen, hein? Der Omer kommt zurück und sagt, bei der Simonne werden wieder die Böden gescheuert. Und weißt du warum? Der häßliche Schapaner soll zu Dreifaltigkeit kommen!" Sie knufft Rotstrümpfchen gelinde an den Arm: „Nu?"

Da steht die Tochter der Maman Basrose und ist aus allen Träumen geworfen und fühlt einen schmerzhaften Stich, als hätte die Maman ihr nicht einen gelinden Stoß an den Arm versetzt, sondern mit scharfem, zweischneidigem Messer zugestoßen. Aber sie sagt noch zuversichtlich: „Der Japaner hat's leichter, dem sein Papa sitzt Gott weiß wo —" hält inne, ja was will sie denn sagen? Die Maman geht furchtlos auf den wunden Punkt zu. „Dem Schapaner sein Papa muß es doch auch mal wissen."

„Vielleicht ist es in Japan nicht so —"

„Wie ist's bloß sonst?"

Da denkt Rotstrümpfchen an das stolze Bild unter der Kuppel und sagt: „Der Steinbruchkönig wird sich noch viel bedenken —"

„No, weißt du, mit dem Bedenken kommt der Steinbruchkönig grad' nicht weit. Ich hab' mich in den fünf Tagen auch 'n bißchen bedacht. Der alte Gichtmatz sitzt jetzt auf seinen Millionen und ist bissig wie 'n Wachthund. Die alten Leut'

hier im Ort erinnern sich aber noch, wie der Lié Macq mit 'm Steinkärrchen gefahren ist und den Bauersleuten die Küchen geplättelt hat und alt' Eisen einhandelte. Das Geld hat er im Strumpf im Bettsack gehabt, und dann hat er der Gemeind' von Carrières 'n Lappen Ödland abgekauft, er hat's fast geschenkt gekriegt, denn nichts ist gewachsen auf dem Land. Er hat gegraben und wollt' sich 'n Haus mit Werkstätte für Grabsteine bauen, und da hat der schlaue Fuchs was gemerkt. Gleich hat er der Gemeinde noch 'n Happen abgekauft, das Stück, wo jetzt das Tunnel ist, und eines Tags kam die Geschicht' heraus: der Lié Macq hat 'n Steinader entdeckt! Nu ging das los mit Hacken und Graben, er und sein Verwandter, der jetzt in Ixelles sein Schloß hat und damals auch 'n armer Teufel war. Kurzum die zwei haben von Jahr zu Jahr sich in die Wolle gebracht und haben dann einer Aktiengesellschaft die Affär' verkauft, und nu sind sie die Leiter von der Aktiengesellschaft und setzen drei Dörfer in Nahrung und Verdienst und sind hier die Herren und Könige. Aber," sie hebt dicht vor Rotstrümpfchens bestürztem Gesichte den Arm, „dadrum braucht man noch immer nicht zu vergessen, daß der allmächtige Lié Macq mal die Küchen geplättelt und Eisen eingehandelt und Gott weiß was für lumpige Schuftigkeiten getrieben hat, und wenn der Herr Sohn nu' nicht bald 'rankommt —"

Da läuft Rotstrümpfchen aufgeregt und weinerlich von ihr fort: „Mère! Das werden Sie sich nicht unterstehen!"

Und die Maman seelenruhig: „Mir pressiert's ja nicht, ich geb' ihm noch Zeit, aber —"

Kommt dann wieder Rotstrümpfchen in großer Heftigkeit gelaufen: „Mère, hören Sie! Wenn er kommt — hören Sie, Mère — wenn er kommt, dürfen Sie nicht 'rein!"

„Ich, als Mutter —"

„Sie dürfen nicht!“ Hält inne, erschrickt vor dem Gedanken, den sie bloßlegen wollte. Aber die Maman hat nicht die feinen Taster der Seele. Und wenn dies Kind eine Fürstin wird, so wird sie naiv und selbstverständlich hinter ihr sein. Und wird die Mutter sein, geborene Maman Vas rose. Vielleicht wird man ihr einen neuen Mantel kaufen — und vollendet ist die Fürstinmutter!

Da ist das Rotstrümpfchen fast liebreich um sie, möchte ihr den innerlichen schwarzen Gedanken fast abbitten, legt ihr den Arm um die Schultern und geht mit ihr durch den Vorhang.

„Wenn's Ihnen nicht pressiert, Mère, mir auch nicht. Also warten wir noch.“

Omer Pête hat sich unter der Anrichte hervor den Handwerkskasten herausgeholt und beginnt, sich in die ausgetretenen Schuhe ein paar Nägel einzuschlagen — der selige Pête war nebenbei ein eifriger Schuster. Als er Rotstrümpfchen sprechen hört, daß man von nun ab noch warten könne, macht er sein pfiffiges Gesicht.

„Die Simonne sagt, man müßt' den Männern nicht zeigen, daß man sie möcht'. Sie hat dem häßlichen Schapaner fünfmal eins mit dem Arm gestoßen, eh' er sie mal küssen durfte, und dann hat sie gesagt, sie ging nicht mit ihm nach Schapan, was ihm gleich recht war, und dann hat sie gesagt, er müßt' ihr mal 'ne Brosche mit dem Sankt Sebastian drauf schenken, weil ihr Vater Präsident von den Schützen ist, und er hat ihr gleich am andern Tag die Brosche geschickt. Ich mein' zwar, es ist nicht der Sankt Sebastian, er sieht aus wie der Sankt Christophorus, aber die Simonne meint', vielleicht wär' in Japan der Christophorus der Sankt Sebastian.“

„Was ich meine, ist,“ sagt die Maman resolut, „man geht

mal zu der Simonne und hört sich mal die Sache an." Dabei sieht sie auffordernd zu Rotstrümpfchen hinüber.

Es sagt: „Ich möcht' nicht gehen."

Da macht sich die Maman zum Ausgang fertig, bindet eine breite, steifgefältelte Schürze um.

Die Sonne ist im Untergang und brennt einen blutroten Spalt in den Himmel. Die Straßen sind reingekehrt und feucht von Wassergüssen. Die Putzeimer rasseln vor den Türen. Die Frische und Freundlichkeit des reinlichen Samstags verschönert das Dorf. Und getrante Schuhe stehen auf den Türschwellen, und Männerhosen hängen zum Ausstäuben an den Türpfosten.

Simonne schwingt einen Haselstecken und stäubt aus. Sie steht im aufgeschürzten Rock, die Ärmel aufgestrippt, die Arme fest und gesund. Auf daß der Staub ihr nicht ins Haar wirble, hat sie ein weißes Tuch um den Kopf geknotet. Sie ist sehr sauber. Sie wird keine Locke am Haar kraus drehen, weil das eine Unordnung ist. Ihr Haar ist hochgebauscht und fein gestrählt und wahrscheinlich mit Wasser geglättet. Sie arbeitet bequem und gründlich. Man kann sich nicht entsinnen, daß man die Simonne einmal eilig gesehen hat.

„No, Salut!" sagt die Maman und bleibt bei ihr stehen, so, als sei das im Vorübergehen.

Simonne hält das Hosenbein gestreckt und klatscht darauf, daß der Staub zu beiden Seiten herauspulvert. Man hört nicht, ob sie der Maman Gruß beantwortet, die Maman verlangt's auch nicht. Wenn man Leute für dumm hält, erläßt man ihnen manches. So sagt die Maman denn noch: „Ich dächt', mit dem Hosenklopfen tätst dich jetzt nicht mehr abgeben. Wenn der Schapaner nu mal so 'rankommt — !"

Simonne lacht breit und gescheit. „Ich müßt' ihm doch auch die Hosen klopfen."

„Ja no! Du scheinst überhaupt nicht zu wissen, was du für 'n Glück gemacht hast. Er hat dir doch ein' Brosche geschenkt."

„Von Gold und in der Mitte der Sankt Sebastian von Emaille."

„Wieviel kost't sie?"

Da läßt Simonne das Hosenbein aus der Hand. Die Maman findet es merkwürdig, daß man sich etwas schenken läßt und den Preis nicht weiß.

„Was nicht kost', schmeckt nicht. Man kann doch nicht an deiner Brosch' riechen, was sie wert ist. — Kommt er denn morgen?"

„Ja, er kommt, er will mit uns allzusammen im ‚roten Pelikan' essen. Er bezahlt's."

„Das ist schön von ihm, wie heißt er denn?"

„Ich hab's zuerst nicht lesen gekonnt und der Vater auch nicht. Dann hat's der Lehrer, der Linard, gelesen, und der sagt: Todo."

„Todo? So haben wir doch keinen Heiligen. No, vielleicht ist es 'n Schapanischer, denen kommt's nicht drauf an, ob sie aus 'm Sankt Sebastian 'n Sankt Christophorus machen. Hat er denn schon was Bindendes gesagt?"

„O ja!" macht Simonne, und über ihr gesundes Gesicht huscht ein schämiges Verlegensein. Die Maman weiß Bescheid. Sie sagt: „No, weißt du, küssen und so weiter nehme ich noch gerade nicht als s o verbindlich, daß ich die Böden frisch streichen tät!"

„Haïe — noch was mehr! Aber wir sagen's noch nicht."

„Nur ja nicht! Was braucht ihr andre Leut' neidisch zu machen?"

Da gibt Simonne unbedingt ihr Geheimnis preis: „Unser Léon ist jetzt aus den Steinbrüchen 'raus, von wegen dem

Prozeß, wißt Ihr. Der Steinbruchkönig hat alle Buben von Lalaing, die sich mit seinen Steinmetzen geschlagen haben, aus der Stell' gejagt. Uns' Léon war schon Blockhauer, jetzt wird er Bildhauer, der Schapaner bezahlt's."

Die Erbitterung der Maman übersteigt ihre Kräfte. „Ich möcht' bloß wissen, was dem Schapaner an dir so gefällt!"

Und Simonne: „Er sagt: mein gutmütiger Gang."

Da geht die Maman von ihr fort. Ähnliches ist ihr im Leben noch nicht zugestoßen. Sie redet daheim nicht darüber. Es steht bei ihr fest: entweder hält die Simonne sie, die Maman, zum Narren, oder der Schapaner die Simonne. Und würde sich auch nicht wundern, wenn beides zusammen der Fall wäre. Seit dem Heiratskaffee ist eine Unordnung im Dorfe, die nicht wie die welken Girlanden und zerknitterten Papierfähnchen und all der Nachflitter vom Fest hinauszufegen war. Die Schlägerei, die mit blutigen Köpfen zu Ende sein sollte, fängt jetzt erst recht an, vor Gericht fängt sie an. Zwei freundlich gewesene Dörfer feindlich vor Gericht! Der alte Bär vom weißen Haus stellt sich zu seinen Steinmetzen, wirft die feindlichen Buben aus Stellung und Verdienst, es mag fein schlimm werden. Und es ist am Samstagabend schon schlimm genug. Der Kranen steckt im frischen Fasse, das Bier gärt und sickert, die Gläser tropfen blankgespült vom Büfett, das Rotstrümpfchen hat die Phantasieschürze umgebunden, und weit offen steht die Schenke Bas rose, weit offen und — leer. Es kommt der Schulmeister Linard, wird sein Glas Bier und einen Schnaps trinken und heimgehen. Es schlurfen auch ein paar alte Aushaltsbauern herein, in Pantoffeln und in Wams. Wenn sie ihre Pfeife ausgeraucht haben, gehen sie wieder. Auch kommen Kameraden des Viktorien, sie karten und vergessen das Trinken.

— ———

Aber es kommen nicht die Steinmetzen und die durstigen Buben von Lalaing.

Da schleicht Paternotte herein und drückt die Tür der Schenke hinter sich zu. Er reibt sich die Hände, als wär' es kein Frühlingsabend, sondern rauh und frostig, rückt in eine tiefe Ecke, sagt: „Die Steinmetzen sitzen bei el Patie." Und als sei diese Mitteilung heikel und sehr unvorsichtig, erwidert man nichts, der Lehrer nicht und die kleinen Buben nicht, aber dem Viktorien flüstert man kameradschaftlich zu: „Sie haben euch boykottiert."

„Das heißt," ruft der Lehrer, „el Patie steckt dahinter."

Aus der Ecke heraus schüttelt Paternotte abwehrend seine mageren Hände. Er weiß das besser. „Man sagt, wenn man es richtig betrachte, sei die Schlägerei doch nur durch das Rotstrümpfchen zustand' gekommen —"

Mit verschränkten Armen tritt die Maman vor das Büfett. Ihre gläsernen Augen stechen in die Ecke. „Man müßt' eigentlich mal nachdenken, wer da von einem zum andern gehetzt hat und hin und her gelaufen ist und schließlich die Buben aufeinandergebracht hat!" Sagt das und geht hinters Büfett. Paternotte schleicht hinaus. Ei jei, heute könnt's leicht sein, daß er die Zeche bezahlen muß.

In den Häusern ist kein Licht. Die Wolkensäume sind noch rot von der versunkenen Sonne. Eine friedliche Überschattung fällt auf den scheidenden Tag. Dann ist die Stunde, daß die Frau aus dem Hause ‚Erzähl's weiter' ihren Stuhl vor die Tür rückt, diesmal etwas ins Gäßchen hinein. Sie sitzt in stiller Gewohnheit, die Hand in der Schürzentasche und läßt die Münzen klingen. Sie hat ein lächelndes, zufriedenes Gesicht, und darum ärgert sie viele Leute. Sie spricht nicht viel, aber sie hört gern zu. Wenn dann die Leute

mit fliegendem Atem gesprochen haben, sitzt sie und lächelt. Man weiß dann nicht, ob sie für oder gegen ist.

Im Gäßchen stehen sie um sie und sprechen viel. Jeder weiß dies und das. Aber von sichern Heiraten spricht man noch nichts, und des freut sich die Antiliga. Es drängen indessen neue lokale Ereignisse vor, zum Beispiel die Niederlage des ‚Brieftaubenvereins‘, auch die sonntäglichen Veranstaltungen der ‚Hahnensänge‘. Wer ein guter Geschäftsmann ist, nicht zum Taubenverein, sondern zu den Hahnensängern gehört, schreibt in sein Schaufenster: „Nieder mit den Tauben!“, wobei es dann jedem einleuchtet, daß er damit meint: Hoch die Hähne!

Und so spricht man denn von den Hähnen am Eckhause ‚Erzähl's weiter‘, und daß der Henry Poliart den Meisterhahn in seinem Ställchen habe, und daß er ihn für tausend Franken schon hätte verkaufen können; wenn nun aber der Meisterhahn diesmal wieder einen Preis heimhole, so sei gegen den Henry Poliart weiter nichts mehr einzuwenden, und die Zelie Huwart, die beim Heiratskaffee hatte kein Verständnis anknüpfen können, solle mit zwei Händen nach ihm greifen. So ist die Ansicht der Versammelten im Gäßchen am Eckhause.

Danach wird ein Sonntag mit schrillen Hahnenschreien. Was in Ecaussinnes noch rüstige Knochen hat, wandert ins Tal der Sennette. Man spricht von dem Hahn ‚Théodule‘ oder ‚Zulmar‘ oder ‚Bauduin‘ wie von Freunden und Feinden, man wettet fieberhaft, man jubelt oder schimpft oder verdächtigt. Mit den Hähnen unterm Arm oder im Korbe eilen die Burschen hinaus zum Tale der Sennette. Ein breites Geviert, abgesperrt mit Netzen. Die Arena der Heldensänger. Gravitätisch schreiten sie. Die stolzen Köpfe nicken. Die roten Bärte wippen. Am Fuße der Sporn.

Ah, ritterlich und kühn und in buntfarbigem Putz. Ein Neuling ist da, ein Ritter Unbekannt, steht inmitten der gespornten Heldensänger und schlägt hohnlachend die Flügel. Kukrukukruck! flucht der Meisterhahn, was ist das für ein Lotter, Lotter, Lotter?

Da stößt die bunte Schar um ihn her die Köpfe zusammen: Er ist gürück, gürück, gürück, gürück! (wahrscheinlich: verrückt). Hui, was schrillt da? Der Hahn ‚Cäsar'. Er drängt den Bauch heraus, den Kopf zurück, schließt die Augen, zum Zeichen, daß er seine Lektion auswendig weiß, und schmettert eine Fanfare. Die andern Hähne um ihn drücken die Köpfe in den Federbausch, lachen und knurren: Dummer Kerl, dummer Kerl, dummer Kerl! Hat schon dreimal den Preis verplempert, fader Kerl, Großschnabel, Karagockgockgock! (wahrscheinlich: Brasselkopf).

Hahn ‚Cäsar' macht zwei, drei spornwackelnde Schritte auf die Dickbäuche zu und wirft ihnen seine Antwort ins Gesicht: Rrröhackedicko! (Satisfaktion). Ritter Unbekannt tänzelt herzu: Stehe zur Disposition! Und nun die andern! Ihre Köpfe fahren aus den geblähten Bäuchen aus, ihr Gefieder sträubt, flattert. Hochauf strecken die Hälse: Köckeröcköööö! Kückerückü ü! Kockerockoo! Käckeräckää!

Zehn Sänge notiert der Hahnenwart auf Kückerü. Da überholt ihn schon der Käckerä mit fünf. Die Burschen hetzen: Rrrru, rrru! Henry Poliart schwenkt rote Fähnchen, da und dort wird Kampf, die Hähne beißen in die Netze, die Hahnenwarte stochern mit Stäben in die Arena hinein, schlagen den Streit entzwei. Köckerö überflügelt mit zwanzig Sängen. Vive! Hei! beeilt sich da Kockoro. Seine Stimme geht unter im Kückerü! Köckerö! Käckerä! Den Sopran hält der Meisterhahn. Er läßt sich nicht reizen, er schlägt nicht mit den Flügeln, läßt auch den andern Schreiern ab und zu

einen Vorlauf von einigen Sängen. Dann aber stößt sein schlanker Hals auf, ununterbrochen, kampflustig, herausfordernd schrillt sein Sopran. Der Turnwart kritzelt, kritzelt fünfunddreißig! Eh — Poliart, der Preis von zweihundert Franken ist ihm sicher. Der zeigt nicht, daß er sich freut. Er ist versunken und rechnet. Morgen ist noch ein Preis zu hundert Franken. Nächste Woche ist Hahnensang zu Marche. Am Ende der Saison ist er ein „Gemachter". Dann sollen sie kommen, die Huwarts, und ihm den Brei um den Mund löffeln. Er wird ihnen sagen, daß er zu Sankt Katherine zum Kaffee der Antiliga geht. Und so sehr sollen sie ihm um den Bart gehen, bevor er die Zelie in sein Haus nimmt, das jetzt reich und wohlhabend wird. Derlei Gedanken hegt Henry Poliart, während sein Meisterhahn auf den Preis zusingt. Zweiundfünfzig kräht er, da beginnt er heiser zu werden.

Die Männer sagen: „Nu' kommt ihm ‚Théodule' über!"

Da laufen die Frauen zu Huwarts und berichten: „Sein Preis ist kaput."

Aber es holen sie die Kinder ein, die verkünden: „Er hat noch zwei Sänge gemacht!"

Käräckä! würgt Ritter Unbekannt heraus. Da hebt der Meisterhahn sein Spornbein, stößt seine letzten Kräfte auf. Sein Sopran klingt hell auf: Kückerückü!

Schweigen überall, und übers ganze Gesicht lacht die Sonne. Als nun die Hähne verstummen, schreien die Menschen los. Vive Poliart!

Der nimmt seinen Hahn untern Arm, läuft und versorgt ihn zu Hause und läßt sich nicht mehr sehen: denn wenn Henry Poliart, der Sieger, sich noch sehen läßt, muß er in der Schenke sitzen und die Runden zahlen. Aber Poliart ist ein Nachdenklicher, der leise rechnet. Er hofft auf besseren Sieg.

Noch stehen die Ecausinner im Tale der Sennette, als sie Paternotte mit flatternden Hosen daherlaufen sehen. Was es gibt? Horreur! Es gibt viel, es gibt Schreckliches! Der Polizist wird morgen von Haus zu Haus gehen und Vorladungen bringen vors Gericht. Prozeß in Sicht! Nun helfe ihnen allen der gute Gott! Ach der unglückselige Heiratskaffee! Wie, was? Mit dem Heiratskaffee hat's noch alle Jahre gut gegangen. Aber nun sei das dazwischen gekommen mit dem Rotstrümpfchen. Nieder mit dem Rotstrümpfchen! Viele sind's, die mit Schwur und Handschlag der Schenke Vas rose den Boykott ankündigen.

Es war Usus, an Sonntagen nach dem Hochamt in der Schenke Vas rose ein Stehgläschen zu trinken. Der nächste Weg führte über den Piloriplatz, und wer bis dahin vorgedrungen war, wagte nicht, an dem Hause der Vas rose vorüberzugehen, denn diese Maman wußte viel von diesem und jenem aus Ecausinnes, und man wollte wahrscheinlich nicht gern der Maman den Mund aufreißen. Aber jetzt! Nu, man wird's sehen.

Die Maman hörte es, band Sonntags ihre Schürze um und stellte sich an die Tür ihrer Schenke. Und so wird sie alle Sonntage stehen, und wehe dem, der an ihr vorbeigeht.

Es geht aber keiner vorüber. Und so kommt es, daß Maman Vas rose diesmal noch die Ehre und den Profit ihres Hauses gerettet hat. Wie lange noch? Das kann auch die Maman Vas rose nicht wissen, trotzdem sie gute Instinkte hat.

Die Gäste sind fort und die Gläser gespült, Rotstrümpfchen kann seine weiße Schürze abbinden und zum Krankenhause gehen. Es hält sie diesmal keine Angst und Not. Sie sagt sich, daß man ein Versprechen halten muß, und sagt sich es gern; sie braucht sich nicht einmal zur Eile zu drängen, denn sie eilt sehr, sie hastet. Ja, was ist es nur mit dem Rotstrümpf-

chen? Es ist sehr merkwürdig: sie hat ein Verlangen zu Sylvain Marbaix zu kommen! Sie findet sich im Hause und auf der Welt sehr allein. Wenn sie nun an Sylvain Marbaix denkt und zu ihm gehen kann, tut es ihr wohl in ihrer Seeleneinsamkeit. Es ist angenehm zu wissen, daß ein Mann wahrscheinlich einen Monat im Verband liegen muß, weil er auf das Rotstrümpfchen nichts kommen lassen wollte und sich lieber hätte ermorden lassen und auch selber gemordet hätte, wenn er zum ersten Schlag gekommen wäre. Es gibt Menschen, die solches für Rotstrümpfchen nicht getan hätten, nicht einmal wiedergekommen sind, um sich noch einen Kuß zu holen. Wenn sie daran denkt, schrumpft ihr das Herz ein, und sie hat viel Liebe zu dem Sylvain Marbaix.

Das merkt der Sylvain Marbaix, und er freut sich.

Er spricht wieder salzige Witze und hätte am liebsten im tollen Lachen den Verband gesprengt. Er wirft auf die Betten seiner näheren Umgegend seine herzstärkende Heiterkeit und machte bleiche Mienen froh. Er fordert kein geheimes Tuscheln mit seiner Lieben, es ist ihm recht, daß sie neben ihm sitzt und auf ihn hört und mit ihm lacht und von den Neuigkeiten aus Ecausinnes erzählt. Da fallen über Rotstrümpfchen wieder schwere und drückende Gedanken, wie schwarze Schatten in die Sonne. Sie könnte mit der frohen, genügsamen Liebe dieses Mannes nicht ihr Herz füllen. Sie hat ein solch starkes Sehnen nach viel, viel mehr. Sie fühlt das heute, wo sie mit guten Vorsätzen herkam. Sie hat es niemals empfunden in der langen Zeit, da er um sie geworben hat. Warum heute? Es ist wirr und schwer in ihr, und sie wünscht jetzt, sie wäre nicht gekommen, denn dann hätte sie nicht gewußt, wie ganz seeleneinsam sie ist; sie hätte noch an die Freude und Liebe des Sylvain Marbaix denken können.

Jetzt spricht der wieder von seinen Prüfungen zum Heizer,

von der Öl- und Kohlenprämie und von einem schönen und geringen Haushalt. „Das Möbelhaus ‚Drei Fliegen auf einen Schlag‘ gibt die Einrichtung auf Kredit, hör, Aimée.“ Seine Augen blinzeln. Er scheint in eine helle, nahe Zukunft zu sehen, die ihn blendet.

Rotstrümpfchen hört es und hat starke Herzschläge. Sie hat in einem Atemzug zwei widerstreitende Gedanken, und einer schlägt den andern tot: „Es ist das Vernünftigste, du heiratest ihn!“ „Wenn ich ihn heirate, springe ich in die Sennette!“

Sie sagt aber doch: „Wir sind ja noch beide jung, wir können warten.“

Da huscht das Mißtrauen über Sylvains helles Gesicht, sein Blick irrt schnell und unstät. Aber schon ist wieder sein Zutrauen hellauf wach. Sie hat ja doch recht, man soll seine Jugend und Freiheit genießen, der Hausstand bringt Sorgen und Zuwachs. Ja, und wenn er dann einmal Heizer ist und schon mal probeweise einen Personenzug führt —

Rotstrümpfchen sagt, daß ihre Zeit um sei, daß sie gehen muß.

„Weißt du, was die Kranken mir sagen?“ fragt Sylvain, hält noch ihre Hand und zieht sie an sich, so daß Aimée über sein Bett gebückt stehen muß. „Sie sagen, du wärst eine merkwürdige Braut, du hättest mir noch nie — denke dir, nie! — einen Kuß gegeben, sie wenigstens hätten's noch nicht gesehen. Nun, mein Rotstrümpfchen, was meinst? — Du siehst, sie halten schon all die Augen zu, sie wollen nichts sehen — hein?“

Rotstrümpfchen spricht hastig: „Sie können ihre Augen offen halten, ich bin nicht deine Braut — öffentlich bin ich's doch nicht, das mußt' doch zugeben, nicht wahr, das mußt'? Deine öffentliche Braut bin ich nicht, Sylvain, hör!“

„Ich hätt' gemeint, vor mir selber brauchst dich nicht zu verleugnen!"

„So! Jetzt spielst du auf das Goûter an, du auch noch! Es sind gerade genug, die gegen mich sind."

Er denkt, daß er ein Barbar ist und ist sehr erschrocken. Ihre Hand hält er noch, und nun drückt er sie, er will abbitten.

„Daß ich gegen dich wär'! Ich könnt's nicht, und wenn's wirklich wahr wär' — wenn's wirklich wahr wär', du hättest mich abgeleugnet! Ich könnt's dann noch immer nicht — gegen dich sein! Aber ich könnt' etwas tun, was ganz verrückt wär', vielleicht das ganze Dorf in Brand stecken oder so was. Oder mich in das Sprengpulver in den Steinbrüch' legen und die Minen und das weiße Haus — ja, auch das weiße Haus! — und alles drum und dran mit mir in die Luft sprengen. Guter Gott! Verschrick nur nicht, es liegt dir doch nichts dran, an dem weißen Haus — hai? Parbleu! Was ich ein Kerl bin! Siehst du, der Kopf ist noch nicht gut. Es saust manchmal so drin, als hätten sie mir Luft im Gehirn gelassen, oder 'n Fliege säß drin, siehst du, so was Spaßiges." In sein Sprechen hallen Stimmen vom Korridor aus. Aimée Pête schrickt auf, ihre Hand zuckt in seiner, er sagt: „Es ist nur der Oberarzt, vielleicht ist der Monsieur Lié mit ihm. Er kommt manchmal und sorgt auch für arme Kerle, die nicht mehr so schwer arbeiten können. — Was reißt du denn an meiner Hand?"

„Ich will fort! Kann ich nicht durch eine andre Tür —?"

„Nein!"

„Ich muß aber doch!"

„Bleib, Aimée Pête!"

„Nein, nein!"

„Aimée Pête, bleib!"

„Nein! Nein!! — Nein!!"

Da preßt er ihre Hand noch, die sie abschütteln will, er will an dieser Hand empor, will sehen, was nun geschieht. Sie zerrt sich mit kräftigem Stoß los, macht zwei Schritte — steht.

Zwei Herren treten in den Eingang zum Krankensaal. Aimée steht und starrt mit leichenblassem Gesicht. Der Oberarzt zieht die Brauen hoch, und da sie ein schönes Mädchen ist, grüßt er mit einem Kopfnicken.

Lié Macq-Sohn steht noch, hält den Hut in der Hand, während er langsam die andre Hand aus der Tasche seines grauen Sakkoanzuges zieht, so, als müsse er in diesem kurzen Zeitraum über die wichtigste Stunde seines Lebens entscheiden. Dann grüßt er tief, tritt beiseite.

Es war eine Spanne Zeit von drei Atemzügen. Darin lag das Ereignis eines Lebens. Lié Macqs Blicke eilten die Richtung zurück, die sie gekommen war. Und dort saß jetzt aufrecht einer im Krankenbette, die weitoffenen Augen in dem schmerzverzerrten Gesicht. Der Oberarzt drückt ihn in die Kissen nieder. Man hört ihn sprechen: „Was ficht Sie denn an, Sylvain Marbaix?"

Da läßt der Herr Aimée Pête an sich vorüber. Er sieht sie nicht an. Das leise Schurpsen ihres Kleides weht, als sie weitereilt, ihr heftiges Atmen streift ihn, der Duft ihrer Nähe, ihrer Jugend und Frische, die vorübergleitet wie eine köstliche Begegnung, wie ein sehnsüchtiger Gedanke, der aufreizend in die stillen Tage wirkt. Ein Aufflammen seines Zornes und — vorüber schon! Und die heimliche Qual, die in ihm bohren wird, die seinen Stolz zertrümmert, seinen Bedenken hohnlacht, seine Millionen armselig macht — und den Lié Macq neben den Sylvain Marbaix stellt! Ei,

das wäre! Lié Macq, besinne dich! Die Röte kreiselt auf seiner Stirne, und die ist adlig und geistvoll bis in das stumpfschwarze Haar hinein. Ei freilich wird er sich besinnen, der stolze und reiche Lié Macq. Geht vornehm und folgt dem Oberarzt.

Aimée Pête flüchtet durch die Gänge. Ihre Gedanken turbeln. Jetzt ist alles aus, sie weiß es gewiß. Mag es nur sein! Hat der ein Recht, von ihr zu fordern? Zum Beispiel die Wahrheit? Zum Beispiel, daß sie frei sei? Für ihn! Kommt er und fordert? Nicht einen Schritt kommt er! Er kann nicht über seine Millionen hinweg. Und läßt sie warten und hoffen und weinen. Die Simonne weint und wartet und hofft nicht! Das Rotstrümpfchen aus der Schenke soll's! Da gellen die Schreie in ihr: er hat kein Recht, er hat kein Recht! Sie läuft und atmet kurz in heraufstoßendem Schluchzen und weiß doch: sie wird es ihm nachtragen, mit erhobenen Händen zum Geschenk bieten — das Recht sie zu lieben! Sie kann nicht anders. Sie möchte mit Fäusten den zähen Wunsch in die Brust zurückhämmern, sie möchte zu dem Sylvain Marbaix zurücklaufen und sagen: „Heirate mich!" — Sie möchte sehr vieles. Aber dann fühlt sie, daß ihr Herz schon auf und davon ist und in Steinbruchkönigs aristokratische Hand einschlüpft als ungefordertes Geschenk: das Recht sie zu lieben!

Ganz weh und unglücklich stöhnt Aimée Pête auf, und das ist, als sie an dem Bilde unter der Kuppel vorbeistürmt und die grellen Augen in dem roten Gesichte rollen und der schlohweiße Schnurrbart auf den zischelnden Lippen zittert.

Hüte dich! Hüte dich, Rotstrümpfchen aus der Schenke Bas rose!

Viertes Kapitel

Omer stößt die Tür mit dem Fuße auf, stellt sich auf die Schwelle und wartet. Seine unruhigen Augen spähen fest auf einen beweglichen Punkt, der näherkommt, wahrscheinlich auf die Schenke zu.

Leichtaufschlagende Pferdehufe auf dem Pflaster des Platzes. Das Pferd gefällt Omer Pête, es ist ein Goldfuchs mit weißem Zottel über den Hufen. Wenn die Sonne auf sein Fell brennt, scheinen auf den Haarspitzen rotgoldene Funken zu glühen. Dem Omer Pête gefällt auch der Reiter, seine lackglänzenden Reitstiefel, die gelbe Hose aus Englischleder. Aber das Gesicht gefällt ihm nicht. Es ist verschlossen und ablehnend, und es scheint fast von dem kurzen, schwarzen Haar ein Schatten auf dasselbe überzugehen. Es braucht ein Königssohn nicht freundlicher zu sein, meint Omer Pête. Es fahren ihm dann beide Hände aus den Taschen, und ein erschreckliches Erstaunen kommt über ihn. Der Blick des Reiters ist auf die Schenke Bas rose gerichtet, und der tänzelnde Goldfuchs nimmt auch die Richtung dorthin. Eine große Wirrnis ist über dem Omer Pête. Soll er ins Haus hinein und ein Gebrüll erheben: „Der Lié Macq kommt!" Die Mama, der das am meisten Freude gemacht hätte, ist aber zum Jahrgedächtnis der Dame Maria Bokemanne in die Pfarrkirche Sankt Remy, und Rotstrümpfchen —

Jetzt aber hebt der Reiter den Kopf, liest die Aufschrift des Wirtshausschildes, läßt mit einer Zuckung des Nasenmuskels den Kneifer herabschnellen, wird noch ein paar Schritte reiten und vor der Schenke stehen.

„Aimée!“ Omer liegt über dem Schanktisch, brüllt zur Dämpfung seiner Stimme in die hohle Hand: „Aimée, er kommt!“ und ist wieder auf der Türschwelle.

Er kommt! Da läßt Rotstrümpfchen die Gläser in die Spülbütte plumpsen, schlenkert die nassen Arme, schleudert auch die Schürze weit weg, möchte hinauf in die Kammer, um das wirre Haar zu ordnen, das ihr um den Kopf kringelt. Er kommt! Sie fragt nicht wer. Es kann ja nur einer kommen, den sie all die Zeit in ihren Träumen kommen sah, der ihr die Kniee zittern und das Herz klopfen macht. Sie hat die Stunden und Tage darüber nachgesonnen, wie sie sich schmücken sollte. Jetzt kommt er, und — ach Gott! — wie ist das Haus, wie ist sie selber! Sie reißt den Vorhang zurück, eilt gegen den Schanktisch, da hört sie seine Stimme draußen: „Halt das Pferd beim Zügel!“ Lié Macq steht in der Stube, hat die Tür hinter sich geschlossen. Die Katze schleicht unter den Tischen, die Sonne leuchtet durch das Fenster und wirft das Muster der Gardine auf die gegenüberliegende Wand. Es ist still und kühl in der Stube. Der Bierkranen tropft. Der Herr fragt: „Kann ich hier ungestört mit Ihnen reden?“

Sie sieht ihn nicht an, sie sieht auf seine glänzenden Stiefel. „Ja.“

Rotstrümpfchen steht unbeweglich und wartet. Was wird er jetzt sagen? Es wird kühl und vornehm sein, denn er schweigt und überlegt und klopft auf einmal mit seiner Gerte leicht an den Stiefelschaft; vielleicht ist er ungeduldig und will, daß sie redet. Langsam hebt sie das Gesicht. Aber nur durch einen Schlitz spähen ihre Augen. Sie will nicht verraten, was so stark und sehnsüchtig in ihr ist. Sieht ihn an und stockt im heftigen Atmen. Sein Gesicht ist aus der starren Hochmutslinie, in steigender Erregung schaut er sie an. So

wie sie ist, jetzt ist, in dem schmucklosen Kleidchen, das ihr eng und dürftig um die volle Gestalt sitzt, mit der krausen Unordnung ihres Haares, den aufgestreiften Ärmeln, der sichtbaren Verwirrung, so in ihrer köstlichen Frische und ärmlichen Natürlichkeit, berauscht sie ihn, macht sie ihn töricht und ungeschickt, wie vielleicht irgend einen andern, der blind dem Instinkte seiner Liebe folgen darf, der nicht der Sohn des Königs Lié Macq ist, des Alten vom weißen Hause.

„Sie wissen, warum ich komme?"

Ihre Lippen zittern, sie kann nicht antworten. Sie denkt, wie furchtbar schwer es sei, vor ihm zu stehen und nicht zu flüchten und so von stummer Sehnsucht geworfen zu sein.

„Aimée Pête, wollen Sie mir nicht antworten?"

Ach Gott, ja doch, sie will. Weiß sie denn, warum er kommt? Er kommt nach langen Tagen und Stunden, und noch weiß sie nicht, warum er kommt. Sie ist unsäglich elend, und er soll's nicht wissen, nie, nie! „Ich weiß nicht, was Sie wollen, Monsieur."

„Es ist schade, Sie nehmen mir dann auch das Recht, Sie zu fragen, warum Sie diesen Krankenhausbesuch machten?"

„Ich besuchte Sylvain Marbaix, Monsieur."

„Es ist unvorsichtig, Sie sollten das nicht."

„Ich wüßt' nicht —"

„Wenn Sie Wert darauf legen, daß man Ihnen glaubt, was Sie auf der Tribüne behauptet haben."

„Man soll's glauben!"

„Und nur daraufhin, daß Sie es sagen?"

„Ja."

Er ist Gentleman, er ist ein Königssohn, er darf ihr nicht sagen, daß er ihr nicht glaubt. Als er nun mit der Gerte auf den Stiefelschaft schlägt, ist's Ungeduld und Erregung und seine Machtlosigkeit, diesem Mädchen beizukommen. Wenn

er sich vergißt und heftig wird und von seiner unsinnigen Leidenschaft für sie spricht, kann sie ihm sagen, daß sie Sylvain Marbaix liebt und ihn heiraten wird. Was weiß er von ihr, und was verpflichtet ein Kuß? Es empört ihn, daß er gekommen ist; er möchte gehen und kommt nicht aus der Stube fort, die so dürftig ist, daß er nicht seine Pferde hineinstellen möchte. Wenn er das Mädchen ansieht, kann er nicht wissen, wie sie von heißem Atem beengt ist, wie in den verdeckten Augen ihre tiefe Sehnsucht lauert, daß sie flüchten möchte und nicht so weit fort kann, als seine Stimme tönt. Und über ihnen beiden zieht das Schicksal seinen Kreis. Es ist ein schillernder, unruhiger Glanz an der Decke. Die Sonne wirft ihn von irgendwo. Der wirre Glanz über ihren Köpfen umspannt das Fleckchen Welt für zweie. Zwei Menschen in einem Schicksalskreis, wie schön das ist!

Er spricht klar und korrekt: „Aimée Pête, wenn der oder jener aus dem Dorfe hierher zur Schenke kommt und freien will — sagen wir der Sylvain Marbaix, so ist das für sie eine einfache Sache. Sie kommen und freuen sich und denken nicht an das Ende. Parbleu!“ Und nun ist seine Stimme von heißem Unmut verschleiert: „Man möchte sich wünschen, dieser oder jener aus dem Dorfe zu sein.“ Er lehnt an den Schanktisch, verschränkt die Arme, steht groß und gebietend, und Rotstrümpfchen denkt: „Wie sollt' ich einmal neben ihm stehen!“ — Da sagt er noch: „Wer bei der Tochter der Base rose trinken will, kommt hier zur Schenke, wer sie freien will — auch.“

Es prallt gegen sie wie eine Ohrfeige. Sie möchte aufschreien und davonlaufen. Sie bleibt aber und sagt: „Ich frag' nicht, warum einer kommt und trinken will.“

„Dann bitte ich, geben Sie mir Bier.“

Sie steht eine Weile noch wie durch einen Schuß, von

dem sie nicht weiß, woher er zielt, erschreckt; dann geht sie und sagt nichts. Als ihr Arm nach den Gläsern reckt, hat Lié Macq ihn erfaßt. Er reckt über den Schanktisch herüber, sie fühlt das weiche Leder seines Handschuhs wie Samt auf dem Arm.

„Nein, das sollen Sie nicht!“ Und sie fühlt sich herangezogen, zwingend und sanft. „Aimée Pête, ich will der einzige sein, der her zur Schenke kommt und nicht getrunken hat. Denken Sie darüber nach, warum ich das muß. Aimée, hören Sie mich?“

„Ja.“

„Warum traf ich Sie im Krankenhause?“

„Ich hab' es gesagt, Monsieur.“

„Sylvain Marbaix hat einen Rückfall bekommen, wissen Sie das?“

„Ich weiß nichts.“

„Er hat den Verband gelockert — er hätte ihn abgerissen! Warum, Aimée Pête, warum?“

Sie schweigt.

„Wenn ich wissen könnte, was wahr in Ihnen ist!“

Sie schweigt.

„Wenn man Ihnen glauben soll, was Sie auf der Tribüne sagten, so dürfen Sie Sylvain Marbaix nicht wieder besuchen!“ Da streift sie seine Hand von ihrem Arm, er aber hält sie noch mit vibrierendem Druck. Groß und dunkel weiten sich ihre Augen. Die tiefe, geheime Sehnsucht lauert darin.

„Wünschen Sie es?“

Da ist am Vorhang ein Gesicht, neugierig und dumm. Célina stellt sich bereit und wird mal gut zuhören, was der reiche Monsieur vom weißen Haus im Kabarett will. Fest beißt sie in die Brotschnitte mit Sirup. Von zwei dünnen Haarzöpfen hängt ihr einer gelöst und zerrauft. Sie kaut

und stiert. Es sind die Augen Aimée Pêtes, aber sie sind dumm.

Lié Macq richtet sich auf. Man könnte Célina, das Kind, fortschicken, aber er möchte nun gehen. Auch Aimée denkt, man könnte Célina fortschicken, aber der Gedanke ist brennend und schamerfüllt in ihr. Als er gehen will, sieht sie, daß sie seine Hand noch preßt. Er erwidert fest ihren Druck und sagt nicht, daß er wiederkommt. Sein Gesicht hat sich in die verschlossenen und ablehnenden Falten zurückgefunden. Mit einem Blick auf Célina sagt er: „Sie hat Ihre Augen."

Und geht. Aimée Pête folgt ihm. Er denkt, daß sie höflich sein will und mit ihm bis in die offene Tür geht wie brave Wirtsleute ihren Gästen tun. Da grüßt er sie verabschiedend, drückt die Tür vor ihr zu. Sie fühlt es und hat eine innerliche Pein, und ihre Blicke irren durch die Stube. Wenn sie sonstwo ein Obdach wüßte für die Nacht, würde sie mit ihren zwei bebenden Händen das Dach dieses Hauses zertrümmert haben. Weil es ihr so große Pein ist, daß seine Augen so viel Armseligkeit gesehen.

Draußen Hufschlag. Vor dem Fenster wimmeln die Kinderköpfe, und es wird ein Geschrei. Wo immer im Geviert des Platzes die Häuser hinziehen, stehen Frauen an den Türen, haben die Röcke geschürzt. Aus der Arbeit des Morgens heraus reißt sie das Ereignis, das aufsehenerregende. Aus dem ‚weißen Haus' war einer in der Schenke Bas rose! Haïe, was soll man denken?

Derweil tänzelte der Goldfuchs über den Platz. Hinter den Fensterchen des Kabaretts wird irgendwer versteckt stehen. Die Maman ist's nicht, die sitzt in Sankt Remy. Haïe, was soll man denken?

Warum soll Aimée Pête nicht stehen und lauern! Mit dem Hufschlag klopft ihr aufgejagtes Herz. In der leuch-

tenden Mittagssonne reitet er, der Königsohn. Weiß es einer, daß zwei Hände zusammengepreßt lagen, seine und ihre: seine Hand, die den Zügel straff zieht, eine Hand, die Millionen streut, die Arme reich und Armselige glücklich und drei Dörfer im Umkreis elend machen könnte! Nein, das weiß keiner, die da stehen und gaffen. Das Fenster aufreißen möchte sie und ihr Erlebnis hinausrufen, weitschallend über den Platz! Ei, und sie möcht' es nicht. Ganz heimlich will sie ihr Glück, ihr ganz kleines. Es ist so groß nicht, daß man es hinausjubeln kann. Sie möchte leise gehen und lächeln und bedeutungsvolle Blicke hegen. Und wenn sie es aussprechen soll, wird sie keine Worte finden, denn es ist in keine Worte gefaßt worden, und er hat ihr schließlich nur die wonnige Gewißheit zurückgelassen, daß er kam, um sie zu suchen. Weiter denkt sie nicht, will sie nicht forschen und fragen. Sie hat genug für viele Tage, da sie noch hoffen und fürchten muß.

„Nicht mal was getrunken hat er," sagt Célina. Rotstrümpfchen wird wach und hat einen großen Zorn auf Célina. Ihre Augen hat sie, es ist eine Schande! Die gelösten Zöpfe hängen ihr, rund um den Mund ist eine Malerei von Sirup — oh, und sie hat ihre Augen! Und so hat Lié Macq sie gesehen! Wenn Célina nicht gekommen wäre —

Oh, und nun muß sie Célina schütteln und stoßen, daß der nur so der Atem herausschnappt. Warum hat Célina ihre Augen, die großen dummen, in dem haarumzottelten Gesicht? Und Célina läßt sich schütteln, denn sie ist wirklich dumm. Erst als sie die Maman über den Platz kommen sieht und an ihrem Arm Omer, der nicht geht, sondern hüpft, entsinnt sie sich, daß Aimée sie vor zwei Augenblicken geschüttelt hat und erhebt ein starkes Geschrei, denn sie ist beizeiten auch klug.

Die Maman kommt breit und gediegen im Aufputz des Kirchgangs. Um die Hüften die wattierten ‚Walzen', der schwarze ‚Kassaweck' im Zuschnitte einer Nachtjacke, und dann das Hutband in bauschiger Schleife unterm Kinn und dann der spitz garnierte Hut auf dem glatten Haar und der hervorstoßenden Stirne. Feierlich und fast stumm kommt die Maman. Was ihr da nach einem guten und frommen Kirchgang beschert wurde, übertrifft noch die Botschaft, die dem Zacharias im Tempel zuteil wurde; und es ist weiter nicht zu verwundern, daß auch sie, wie gesagt, nicht mehr reden kann.

Während Omer und Célina schreiend und berichtend auf sie einsprechen, kramt sie in Kisten und Schubladen nach ungefähr passenden Stücken auf Omers zerlumpte Hosen. Und ist noch im Kirchenputz.

Aimée steht noch hinausgehoben über das Milieu der Schenke Bas rose; sie zürnt, warum sie denn schreien, warum man immer in diesem Hause schreie, man soll doch reden. — Die Maman ruft gebückt aus irgendeiner Schublade heraus: „Da soll einer nicht ein bißchen aufgeregt sein, wenn der Omer heut ins ‚weiße Haus' soll!"

Wahrhaftig er soll! Der Monsieur hat ihm so ein paar Worte hingeworfen. Gewandtes Kerlchen, ob er schulfrei sei? Ei jawohl, Omer will's zu etwas bringen, er wird sich ein feines Geschäft aussuchen; wenn er Zeit hat, geht er mal zur Schule, es ist kein Zwang in Belgien, aber wo soll er Zeit finden, wenn er sehr beschäftigt ist, sich zu etwas aufzuschwingen? So! So? Dann möge er am Nachmittag zu dem Monsieur in die Steinbrüche kommen, in sein Bureau. Ob das Kerlchen umgänglich sei mit Pferden? Oh, Omer ist umgänglich mit Vieh und Menschen, er hat Lächeln und Fluch je nachdem, und er hat auch die Augen Aimées! Omer



sagt: „Mère, lassen Sie nur mal meine Hose in Frieden, ich lass' mir gleich eine von Monsieur schenken.“

Da fliehen Aimées weiche und schöne Gedanken. Ob sie Bettler seien? fragt sie peinvoll.

Und die Maman: Ob das Bettel sei? Herrschaften schenken ihren Dienstleuten doch mal so das Abgelegte. Man braucht dem Monsieur nur einen kleinen Wink zu geben. Die Maman wird's besorgen.

Célina sagt: „Ich werd' 'n mal fragen, ob ich in sein' Garten Blumensträuß' schneiden darf, dann verkauf' ich sie auf der Kirmes von Marche und von Triboureau.“

Kommt denn auch der lange Viktorien herein, hört und sieht das Wunderbare, das aufgestiegen ist über der Schenke Bas rose, schöpft Atem und überschreit sie alle: „Er hat dem Gärtner sein Motorrad geschenkt und 'n Velo liegt noch in der Remise, sagt der Gärtner, die Aimée muß dem Monsieur sagen, daß er mir das Velo schenkt —“

Aimée wehrt sich nicht mehr dagegen, die weichen und schönen Gedanken sind zerstoben, sie steht wieder wach und nüchtern im Milieu der Schenke Bas rose. Die Menschen dieses Hauses hängen an ihr wie Blei. Zu der Maman geht sie und macht ihr das klar, man könnt' dem Monsieur nicht wie eine hungrige Horde nach der Tasche schnappen. Die Maman sagt: „Nu hör mir auf mit Bettelei und nach der Tasche schnappen. Was kann dem reichen Lié Macq dran liegen, erstens an 'm alten Velo, das in der Remise liegt, zweitens an seinen abgelegten Hosen, drittens an den paar Blumen, die man ihm sowieso wegstiehlt.“ Und die Maman denkt kopfschüttelnd, daß ein Mensch merkwürdig verschrobene Ansichten haben kann. Aimée Pête aber denkt nichts mehr. Sie steigt in die Kammer hinauf und steckt das Gesicht ins Kissen und liegt lange so. Sie hört nichts, sie sieht nichts,

sie wird allmählich wieder emporgehoben über die Schenke Bas rose hinaus. Und dann kommen wieder die weichen und feinen Gedanken, die in der Sphäre des geliebten Mannes geboren sind. Und sie sinnt wunderbare Träume in ihrem Kissen und ist gestorben in der Schenke Bas rose und auferstanden über der Schenke Bas rose. Drunten sitzt Maman und flickt Hosen und vergißt, daß ihr noch der Hut auf dem Kopfe ist. Er sitzt sogar schief. Und sie sind alle sehr glücklich, sie singen.

Am Platze Pilori sagt man: Sie singen!

Im Gäßchen am Hause ‚Erzähl's weiter' sagen sie: Wahrhaftig sie singen, es muß ihnen ein großes Glück gekommen sein!

Und es geht die Kunde durchs Heiratsdorf: Es muß ein großes Glück über die Schenke Bas rose gekommen sein!

Die Simonne macht sich einen Freundschaftsgang und fragt: ob so groß wie ihres?

Da sagt das Rotstrümpfchen schnell: „Nein, nicht so groß! Der Omer ist bloß im ‚weißen Hause' Groom geworden.

Am nächsten Tage wissen sie dann, was ein Groom ist.

Omer Pête sitzt im roten Taillenröckchen unterm Sonnendeck des Phaeton und läßt sich von Monsieur Lié fahren. Es wissen aber auch die Poliere zu erzählen, daß Omer Pête drunten in den Steinbrüchen, wo ein Saal aus leuchtenden blauen Wänden ist, und das gleißende Licht über die gewölbte Decke hinrieselt wie über Marmorglanz, des Monsieurs flinker Bursche ist. Man spricht auch von den Herrenabenden, die Monsieur drunten in seinem blauen Saal hält, und wo Omer Pête die Gläser füllt, und Omer Pête vieles sieht und hört und mit listigem Augenblinzeln schweigt. Da weiß man endgültig, was ein Groom ist.

Und es schweigen die mißgünstigen Zungen um Aimée Pête.

Da kommt nach dem 21. Juni von Marche eine Nachricht, daß Célina von der Bas rose alldort teure und seltene Blumen verkauft habe. Man erinnert sich, daß Paternotte nach Marche entflohen ist, also wird man Paternotte glauben müssen. Man wiederholt es sich mit Augenzwinkern: teure und seltene Blumen! Wo sind in den Gärten von den drei Dörfern Ecaussinnes teure und seltene Blumen? Es sind Maßliebchen und Sonnenblumen und Reseden, und nicht einmal Tulpen und Lilien und sonstwie, nur Kohl und Salat und Kartoffeln.

Ist's also weiter nicht verwunderlich, daß man gar sehr mit den Augen zwinkert und auch ein Wort oder zwei fallen läßt, ein Lächeln dazu. Eh bien, wenn der Omer Pête im Garten des reichen Herrn sitzt! Stehlen? Pfui da! Hütet man sich. Stehlen und nehmen und im Vorbeigehen abschneiden — das ist doch wohl zweierlei oder auch dreierlei, also wird's wohl der Omer Pête im Vorbeigehen abgeschnitten haben. Sagt man, und hintennach das Augenzwinkern.

Da man aber in Marche bei gebratenen Schnecken sitzt und nebenan die Küche aufgeräumt ist zum Tanz, hört man die el Patie sagen: „Meiner Treu, er braucht sie nicht zu stehlen, die teuern und seltenen Blumen, er trägt sie dem Rotstrümpfchen von irgendwem," und hintennach auch ein Augenzwinkern.

Und so kämen denn auch die Nachrichten in die drei Dörfer aus dem ‚weißen Haus', sagt el Patie.

Das Rotstrümpfchen macht dem armen kleinen Narren, der sich für sie totschlagen ließe, dem Sylvain Marbaix, keine Besuche mehr. Sagt el Patie.

Und el Patie sagt, desto mehr Besuche macht jetzt der Monsieur Lié an der Schenke Bas rose. Er kommt zurück vom staubigen Ritt und hält vor Bas rose und läßt sich durchs

Fenster das Bier reichen, das süperbe englische von Worthington & Co., manchmal noch einen Jamaikarum und manchmal von der Aimée Pête, aber meistens von der Maman serviert, auf einem Teller! Ob sie verrückt seien? Warum ein Teller? Es ist ein Spleen. Von der Maman kommt er nicht, also von dem Rotstrümpfchen. Ob das meint, mit dem Teller fängt man den reichen Lié Macq ein, ob sie es meint, haïe? Sie wird sich ihm selber mal auf 'm Teller anbieten.

Diesen Witz erzählt Paternotte, aber er sagt, daß er ihn von el Patie hat. Paternotte spricht, was man sagt. Er ist das Sprachrohr von drei Dörfern Ecaussinnes. Er lebt von den Meinungen andrer, es steht keine bei ihm höher oder tiefer im Wert. Er erzählt, was er weiß, was man sagt, ob Freund oder Feind, er steht über den Parteien. Und wird satt dabei.

Da augenblicklich viel die Rede um Rotstrümpfchen geht, forscht er nach dieser Seite hin, sitzt in stillen Ecken, schläft an den Treppen, tritt auf zerschlissenen Sohlen lautlos in die Stuben und kehrt auch heimlich vor der Tür um, wenn drinnen laute Reden hallen. Kehrte auch einmal vor der Tür Bas rose um, als drinnen laute Reden verhallt waren.

Die Maman hatte gesprochen: „Ganz verrückt ist's, daß du jetzt dem Sylvain die Besuche aufkündigst. Man muß auch ihn halten — auf alle Fälle!"

Läuft dann Paternotte zur el Patie. Soundso, man müßt' sich ihn halten auf alle Fälle!

Fein stumm lacht el Patie. Man müßt' sich ihn halten, den Sylvain, den armen, kleinen Narren! So müsse man denn zu Sylvain Marbaix und fragen, ob er sich halten läßt, der Gute, der Gefoppte, auf alle Fälle, auf jeden Fall, auf einen ganz bestimmten Fall! Haïe, weiß einer diesen Fall? Die el Patie weiß es.

Man soll schon noch sehen, warum sie fein stumm lacht.

Man bringt ihr zwei Bündel Lose von der Tombola des Schützenvereins Sankt Sebastian. Sie soll sie verkaufen, man braucht eine neue Vereinsfahne, man hat kein Geld, also macht man Tombola. Bei der el Patie fragt man für derlei nicht vergebens an, sie ist gefällig und außerdem macht sie gern „Promenaden", sie hört dann was, sie kann dann was erzählen. Sie macht auch die Promenade zum Krankenhause in Carrières, um Mittag geht sie, wenn Freistunden beim Hospizarzt sind. Es kommen die Kranken der Steinbrucharbeiter, blasse Männer, Kindlein, im Wägelchen hergeschoben.

Ein ganz blasser Mann kommt auch, er trägt seinen Arm in der Binde. Der ganz blasse Mann mit den wütenden Augen, der ‚Ziegendudu'.

„Bist du noch immer nicht zusammengeflickt?" fragt el Patie, tritt dicht vor das Gittertor, so daß er nicht an ihr vorüber kann.

„Ein Finger bleibt mir steif, ich klag' auf Entschädigung."

„Dummkopf, klag nicht, du kommst sowieso ins Loch."

„Ins Loch? Von wegen wem?"

„Von wegen einem, der den Kopf kaputt hat."

„Patata! Und der 'n Arm kaputt hat?"

„Ein Arm ist kein Kopf, liebe Ziege!"

„Es kommt nicht drauf an, was es ist."

„Nein, es kommt darauf nicht an, es kommt drauf an, wer es ist."

„Warum lachst du?

„Lach' ich?"

„Ja, Gott verdamm mich!"

„Du bist nicht nett mit mir, liebe Ziege. Du bist kein Kavalier. Ich bin doch ein' Frau."

„Ja, man vergißt das manchmal mit dir."

„Manchmal? Sag gleich heut.“

„Nein, heut bist du wahrhaftig wie eine Frau, frech und gescheit, und vielleicht damals warst erst recht ein' Frau, als du zwischen uns Männern gesessen hast, am Tage vom Goûter, wie ein Mann hast du gesessen und getrunken und gestachelt Kß! Kß! und hast uns gegen die von Lalaing in Wut gebracht und immer Kß! Kß! wie man Hunde an Menschen hetzt, ja so war's! Also bist du schuld an der gerichtlichen Sach' jetzt, du!“

Nun macht die el Patie spöttisch und aufreizend: „Kß! Kß!“ während ‚Ziegendudu‘ im Eifer und bleicher Wut weiterschwatzt.

„Wie ist es jetzt? Jetzt möcht'st du alle Hatz auf das Rotstrümpfchen treiben, und man müßt's auf dich!“

„Kß! Kß!“

„Jetzt bist du wie 'n Katz' hier herum, was willst denn noch? Was hast denn noch vor? Die Angst ist es um etwas! Ja, um was denn?“

„Kß! Kß!“

„Ja, lach du, das Zähneklappern hast doch!“

„Kß! Kß!“

„Jetzt laß mir mein' Ruh'!“ wütet er. Sie macht aber noch etliche Male ihr aufreizendes Kß! Kß!, weicht indessen ein paar vorsichtige Schritte zurück. An ihr vorüber stürmt der ‚Ziegendudu‘ in die Anlagen hinein. Sie lacht nicht mehr. Sie steht in Ärger und Verbissenheit. Und es ist noch etwas. Ist's ein Flimmern von — Furcht? Das darf sie dem nicht zeigen, der kommt. Es kommt Thymian Tassignon vom Krankenhause.

„Hast du auch einen Riß, haïe Thymian?“

„Siehst du nicht, daß ich hinke? Ich hätt' in den Schacht stürzen können, weißt du damals im Steinbruch. Ui jeijei! Plötzlich war 's Grubenlicht aus und schwarz wie im Sack.

Wer weiter ging, konnte in den Schacht stolpern. Also konnt' keiner weiter und so schlugen wir blindwütig drauf los, ich weiß nicht, ob ich gegen den Dudu, oder der Sylvain gegen mich, wir alle drei wissen's nicht, und es muß doch einer von uns das Grubenlicht zerschlagen haben. Wer? Wir waren schon in der Voruntersuchung, und der Richter fragt auch: ‚Wer'?"

„Braucht er's zu wissen?"

„Daß ich's wohl meine! Haïe ja, grad, der müßt' 'ran!"

„Uj! Erschrick mich nicht."

„Gerade der! Er hat 'n Gaunerei vorgehabt, er wollt' uns in den Schacht 'nunterlotsen!"

„Warum nicht gar in die Höll'?"

„Was dasselbige wär'! Ich bin nur in die Kuhle gefallen. Ein Endchen weiter, und ich war drunten."

„Und wärst nicht totgestochen worden! Der Sylvain war mit 'm Messer hinter dir."

„Ei so! Du weißt das?"

„Vom ‚Ziegendudu'."

„Ei so? Der hat's in der Voruntersuchung abgeschworen, er sagt: ‚Der Sylvain Marbaix war mit dem Messer hinter ihm!'"

„Hab' ich's also von einem andern."

„Ich müßt's wissen."

„Gar nichts hast du zu wissen, mordsbleu!"

„Ujei, du fluchst wie 'n Satan."

„Ja, sie flucht wie 'n Mann, die el Patie," sagt eine dünne, kränkliche Stimme hinter ihnen. El Patie fährt herum und sieht den Weinerich.

„Was willst du, Scharlatan?"

Er klagt: „Du kannst mich nicht leiden seit der Zeit."

„Seit der Zeit? War's denn schon mal 'n Zeit, wo ich dich leiden konnt' —"

„Aber seit der Zeit —"

„Denk mal, Tymian Tassignon, ich hab' ihn mit seinem Grubenlicht aus den Schuppen durch die Bureaux in die Steinbrüch' gelassen, und was tut er? Er belügt mich, der Scharlatan!"

„Wie kommt el Patie in die Steinbrüch'?" fragt ‚Ziegendudu' zurückkehrend.

„Wie kommt der Judas unter die zwölf Apostel?" grämelt der Weinerich.

Die el Patie steht groß und mit hochgereckten Schultern.

„Mein Bruder ist Polier, er hat doch die Schlüssel vom Bureau, und ich wollt' euch 'n Gefälligkeit machen, durch das Bureau konnt' keiner den Weinerich mit 'm Licht sehen, aber er hat mich belogen, der Filou!"

„Du warst also da?" sagt Tymian Tassignon bestimmt.

Sie überhört den Einwand, sie spricht gereizt gegen Weinerich.

„Du hast gesagt, mit dem Sylvain Marbaix wolltet ihr durch die Steinbrüch' fein zurück."

„Sind wir's nicht, haïe?" kichert der heiser.

„Weinerich, ei was du mir ein Ekel bist!"

„Ich sag's ja, seit der Zeit mag sie mich nicht leiden."

„El Patie, du warst also da!" sagt Tymian wieder.

„Warum war sie da, die el Patie," knirscht ‚Ziegendudu' dazwischen.

„Jetzt fragt gleich noch: was hat die el Patie mit uns zu schaffen!" bricht sie laut los, aber sie hütet sich, ihren zornigen Ärger zu zeigen. Die Männer stehen um sie wie Feinde, aber sie müssen Freunde sein. El Patie sagt sich: „Sie müssen!" Dann kann el Patie nachgiebig werden, und sie kennt keine Grenzen für ihre Demut. Und sie würde auch keine Grenzen für ihre Entschlüsse kennen.

Sie spricht in der Männer haderndes Reden: „Ist's jetzt die rechte Zeit, daß wir untereinander uneins werden? Die von Lalaing tun sich zusammen gegen uns, sie gründen einen Bund, sie wollen bei den Gerichtsverhandlungen geschlossen wie ein Mann vorgehen. Sie bringen euch ins Loch, verlaßt euch drauf. Und darum, weil wir nicht einig sind —"

„Wir sind doch einig," klagt Weinerich, „wenn du nur die Bosheit gegen mich aufgeben willst."

„Wir sind doch einig," sagt auch ‚Ziegendudu', „wenn ich nur wüßt', wer uns das Licht zerschlagen hat?"

„Nein, wenn ich nur wüßt', warum?" redigiert Tassignon.

„Mit welcher Partei geht der Sylvain Marbaix?" fragt el Patie. Der ‚Ziegendudu' kann Bescheid geben.

„Ich hab' 'n jetzt noch gesehn. Wo man ihn hinstellt, da steht er und grübelt. Mit seinem Kopf ist's nicht mehr ganz soso. Der wird wohl mit keiner Partei gehen."

„Der wird wohl allein 'n Partei machen," meint Weinerich schlau.

„Der wird mal 'n Nachricht brauchen, die ihm wie 'n Stoß in den Rücken kommt," sagt el Patie.

„Wenn's jetzt ans Gericht geht —" Thymian pfeift durch die Zähne und stapft davon durch die Anlagen.

„Und wenn's dann herauskommt, wer das Licht zerschlagen hat und so aus dem Dunkel 'raus so mein' Arm —" Da pfeift auch er durch die Zähne, zuckt die Augenbrauen hoch, geht heim in die Gegend der Arbeiterhäuser.

Weinerich will hinter ihm her.

„Haïe, wie ist's, Weinerich, nimmst mir nichts für die Tombola?" ruft el Patie, sie ruft es mit ihrer hochgeschraubten Stimme, etwas erkünstelt, etwas erzwungen leichthin. In ihre helle Stimme dringt Weinerichs heisere, hohe.

„Nun ja, so bist du eine! Denen von Lalaing setzt du für

die Schützenfahne Lose ab, und mit uns willst du losgehen gegen die von Lalaing, haïe, was bist du für eine!"

El Patie nimmt ihm gegenüber den hochfahrenden, gescheiten Ton an.

„Ich bin eine, die von dir nicht gepiesackt sein will, ganz und gar nicht, verstehst du mich? Ich kann doch eine sein, die honett ist und nicht nachtragend —"

„Warum tätst uns dann zu Parteien zusammenhetzen?"

„Ich könnt' auch eine sein, die mal gern nach Lalaing spazieren geht."

„Das schon eher."

„Daher weiß ich, daß Rotstrümpfchen die Mätresse vom Monsieur Lié ist. Der Sylvain müßt' das jetzt wissen. Sag's ihm doch!"

„Er sieht aus, als wüßt' er's schon."

„Nein, denn sie geht noch zu ihm, sie hält sich zwei Eisen im Feuer."

„Weißt du aber viel!"

„Wenn man Tombola macht! — Also du sagst es ihm."

„Ich hab' wahrhaftig kein' Freud' dran."

„Hab' ich Freud' dran?"

„Es liegt mir auch nichts dran."

„Weil du ein Lumpen bist! Merkst du denn nichts? Nein, du merkst nichts. Wenn der Narr, der Sylvain, noch immer so das Nebenverhältnis mit dem Rotstrümpfchen weiterhält, deckt er ihre Affären mit dem Steinbruchkönig zu. Dann ist er das Mäntelchen für ihr schamloses Treiben, und dann kann er nachher alles auf sich nehmen."

„Wenn er dumm ist, hehe!"

„Er ist noch viel dümmer, als du denkst, Weinerich. Er ist manchmal ein Lumpen, wie du einer bist. Sag ihm, daß er ein Lumpen ist, daß man ihn auslacht. Und weißt du,"

sie steht unbeweglich und lang und steil, nur der Arm biegt kantig aus und fährt dem Weinerich in die Seite, „weißt du, in den drei Dörfern Ecausinnes müßte man's wissen: so und so ist's mit der Bas rose."

„Nein, Mädchen, es kümmert mich nicht, ich hab' jetzt unsre Affären vor Gericht."

Da kippt el Patie von ihrer Höhe herunter, raunt ihm zu.

„Merkst du denn nicht, daß eure Affären damit zu tun haben? Haïe, merkst du nicht, du fein Kluger? Der Monsieur Lié ist doch euer Steinbruchprinz! Wenn er will, schmeißt er euch 'raus. Wenn er will, hält er euch den Daumen, daß ihr in den Steinbrüchen keinen guten Tag mehr habt. Und wenn er will, lieber Weinerich — wenn er will, weißt du — dann ruft er euch mal zusammen und sagt: ‚Steinmetzen, ich will, daß ihr vor Gericht das und das nicht sagt und das und das sagt!' — Wie gesagt, er braucht nur zu sagen: ‚Ich will!'"

„Du hast recht, er braucht nur zu sagen: ‚Ich will!'"

„Siehst du! So 'n Lamm kannst du morgen sein, obschon du heut noch 'n Wolf bist."

Es gefällt dem Weinerich sehr, daß sie ihn mit einem Wolf vergleicht, und el Patie fährt fort: „Wenn er nur will!"

„Ich weiß nicht, wo 'naus du willst. Sollen wir ihn hinterrücks zu Boden legen, daß er den Atem vergißt und kein' Zehe mehr bewegt?"

„Bist du verrückt? Ihr sollt so sagen, daß er nicht mehr will! Wenn er in den drei Dörfern Ecausinnes mit der Tochter der Bas rose blamiert ist, wenn er mal weiß, was für 'n Clique die Bas roses sind — der Alte war noch Flickschuster, 'n armseliger Kerl und hatt' immer Hunger wie 'n Ziehhund — also wenn er mal von dem Rotstrümpfchen los ist, dann hält er nicht mehr mit ihm, und dann hält er mit seinen Steinmetzen, und dann ist es gut."

„Müßt' ich mal mit den Steinmetzen sprechen, he?"

„Groß' Geschrei macht 'n Hinkel um ein Ei. Wir zwei machen das süperbe, weißt du? Wir müssen mal nachdenken, haïe? Könnt'st mal zu mir kommen die Frites essen, es wär' mir recht."

„Ei, es ist mir auch recht. Du bist nett zu mir, Mädchen, es ist mir sehr lieb, daß du nett zu mir bist. Ich bin, wie gesagt, ein Wolf —"

„Ja, du bist ein Wolf, adjü, Weinerich."

Sie geht schnell mit weiten Schritten. Der dünne Sommerrock flattert ihr um die Kniee. Ihr spitzes Gesicht hat keinen bestimmten Ausdruck, ihre Augen sind klein und fahl und verraten auch nichts. Es wird niemand wissen, welche Absichten el Patie hat, und ob sie Absichten hat, denn diese Augen sind nicht schlau und listig, sie sind leer.

Wenn eines Menschen Schatten in ihren eiligen Weg fällt, tritt sie in dieses Menschen Schatten und spricht von der Tombola.

Sie steht im Schatten der Maman Taminaux. „Gu'n Tag, liebe Maman, soundso und die Tochter Rosée könnt' auch mal Aussicht haben zur Schützenkönigin. Freilich, Steinbruchkönigin wär' besser im Klang, aber eines schickt sich nicht für alle, man müßt' sagen, man müßt' wirklich sagen, das Rotstrümpfchen könnt' die Königin nach allen Fassons machen, eine Heiratskönigin wie aus einer Puppenschachtel, und jetzt wahrscheinlich eine Steinbruchkönigin." — Ach guter Gott! Die Maman Taminaux macht ein großes Gelächter. Ob die liebe el Patie verrückt sei, ob sie meine, der alte Bär tät eine aus der Schenke Bas rose ins ‚weiße Haus' lassen, ob sie wirklich und wahrhaftig nicht verrückt sei, ob sie denn jetzt wieder mit dem Rotstrümpfchen gut freund sei? O nein, gewiß nicht, aber sie sei nicht rachsüchtig, sie gönne jedem das Seine und dem Rotstrümpfchen den Lié Macq und das ‚weiße

Haus‘ und die Steinbrüche und die vielen Millionen und die Macht und die Herrlichkeit über drei Dörfer Ecausinnes —; es ist zuviel, die Maman Taminaux erträgt's nicht, sie ist ernstlich besorgt um die el Patie, denn wenn jemand dummes Zeug spricht, ist er verrückt, also ist el Patie verrückt, adjü, el Patie.

Da geht el Patie wieder mit schnellen und weiten Schritten, daß ihr der Sommerrock flattert und kommt ans Haus der Maman Hanotiaux, geht um die Ecke und klopft ans Küchenfenster. Soundso mit der Tombola, die Hanotiaux' seien ja jetzt reich, die Simonne fast beinahe schon eine Prinzessin. — Da Graf Todo schon an zwei Sonntagen nicht mehr kommen „konnte“, wehrt die Mama betreten ab und sagt nicht mehr schmunzelnd: „Mein' Tochter, die Prinzessin!“ Desto dringlicher und zuversichtlicher spricht die el Patie, eine Prinzessin sei doch immer noch mehr als eine bürgerliche Königin, wenn sie auch im ‚weißen Hause‘ wohnt, freilich wär's schad', wär's jammerschad', wenn die Prinzessin Simonne jetzt mit nach Schapan muß, man hört dann nichts von ihrem Glanz, denn ein Brief muß übers Meer, und man sieht nichts, so wie das denn hier wäre im Steinbruchland mit der Königin vom ‚weißen Hause‘, der drei Dörfer untertan sein müssen und an den Hütten der armen Leute vierspännig vorbeifährt und wahrscheinlich aus der Schenke Bas rose ein Hotel international wie in Brüssel baue. — Ob sie denn von dem Rotstrümpfchen rede, die el Patie? — Freilich gewiß, von wem sonst, da es doch der Steinbruchprinz zur Frau haben wolle! — Wenn's gefällig ist, nein! Für das Rotstrümpfchen sei schon der Sylvain eine gute Partie. — Versteht sich, ei jawohl, darum hält's auch noch an dem guten Lumpsack, es könnt' doch noch etwas — vielleicht — dazwischen kommen, zwischen Schenke Bas rose und das ‚weiße Haus‘, meint die el Patie, was ja eigentlich schade wär', denn man könnt'

einem Mädchen aus dem Volk auch mal gönnen, daß es vierspännig an den Hütten der Armen vorbeifährt und drei Dörfer ihm untertan sind — oh! Halte-là! Die Mama Hanotiaux wird brummig, sie macht einen dicken, knodernden Mund, sie möchte denen von der Schenke nichts zuleid sagen, aber was über den Spaß hinausgehe — Und steht und brummelt noch, als el Patie gesagt hat, daß sie weiter muß und davongeht —

Ihr Schatten ist kaum aus dem Fenster weg, da fällt der Schatten der Maman Taminaux durch die Scheiben. Sound so und eben sei die el Patie dagewesen. — Via, Madam' Taminaux, sie sei auch bei der Dame Hanotiaux gewesen. Dann habe sie also gehört? — Ja, sie habe gehört! Doch wahrscheinlich lächerlich. — Hm ja, sehr wahrscheinlich lächerlich. Aber —! Sie sagen, sie wollten zu dem Hause ‚Erzähl's weiter gehen. Im Hause ‚Erzähl's weiter' sitzt die stille, lächelnde Mama und nickt, und da sie alles gehört hat, sagt sie, daß el Patie schon dagewesen ist. —

Es kommen noch einige Weiber, die sagen, daß die el Patie dagewesen ist. Sie schwätzen viel und versichern, so gar unrecht habe die el Patie nicht, man müsse auch mal einem Mädchen aus dem Volke gönnen, daß es im ‚weißen Hause' wohne und vierspännig an den Häusern der Armen vorüberfahre und drei Dörfer ihm untertan sind — und dann versagt ihnen der Atem und die Gönnerschaft, sie können sich einander nicht mehr ansehen, denn die Mißgunst fackelt aus ihren Gesichtern, und sie eilen heim, und es wird eine von Neid und bösen Wünschen geschwängerte Luft in den Häusern von Lalaing. Die Zungen arbeiten wie zweischneidige Schwerter, und mit Worten peitscht man wie mit Stacheln und Ruten. Zwar sagen die Männer: „Was kümmern uns die Frauen?" Solange die Getränke gut sind in Bas rose — Aber es küm-

mern sich die Frauen um die Männer, und dann ist's gleich, denn umgekehrt ist hier dasselbe. Darum führen die Frauen aufstachelnde Reden. Man wisse, warum die Mannslappen nicht aus der Bas rose zu holen wären. Solange die Getränke gut sind — patata! Solange die Maman vor der Schenke stehe, hat keiner die Courage, vorüberzugehen, darum, darum! Männerlappen! Lumpen! Es erheben die Männer einen großen Widerspruch — — — und gehen nicht mehr an der Schenke Bas rose vorbei. Sie machen einen weiten Weg um den Platz Pilori und durch viele Gäßchen, um zum roten Pelikan zu gelangen. Da steht die Mama Bas rose vor der Schenke und hat rote Zornflecken im Gesicht und schimpft. Da stehen die Frauen im Laden des Hauses ‚Erzähl's weiter' und lachen heimlich. Aber sie sagen noch: „Männerlappen, Lumpen!" Und groß' Courage wäre es grad' nicht, um die Maman Bas rose herumzuschleichen wie eine Katze um den Brei. Hei, und rühmen die Courage der Weibsleute! — Ei, was Weibsleute! Die Männer knurren. Geschwätz sei es, neidisches Geschwätz, warum man der Simonne nicht auffitze, die doch quasi einen Prinzen — Halt an! Das sei eine andre Sache. Es könne einem schon gleichgültiger sein, was der Simonne in Schapan Großartiges geschehe, man braucht's nicht mit anzusehen, daß sie mit Viergespann fahre und so weiter. Mit den Männern aber tät' einmal was geschehen in der Schenke Bas rose. Sie schweigen sich trotz der großen Besorgnis der Männer einen Tag lang darüber aus, und am Abende dieses Tages sagen sie „Wir wissen's bestimmt, der aus dem ‚weißen Haus' wird der Mama Bas rose ein Hotel international bauen, und dann setzt sie euch den Stuhl vor die Tür, und der Viktorien heirat' hinein, und sie lebt privat."

Das ist auch den Männern zu viel. Es tun sich fünf oder sechs zusammen, trinken sich Mut an und ziehen singend und herausfordernd vorüber an der Schenke Bas rose. Sie schwenken die Stöcke, und ihre Gesichter sind gerötet. Das ist am ersten Gerichtstermine, die Zeugen wurden aufgerufen, die Personalien festgestellt, der ‚Ziegendudu‘ stark belastet. Es ist ein freudiger Tag für Ecaussinnes-Lalaing.

Ausgenommen die Schenke Bas rose. Die Maman hat in zorniger Erstarrung gestanden. Ob's denn die Möglichkeit sei? Ob man das Mundwerk der Mama nicht mehr fürchtet? Na, will sie diese Herren Bauern mal auf die Zunge nehmen! Sie holt den Viktorien her. Wenn ihm der Henry Poliart in den Wurf kommt, soll er sagen: „Ich, Viktorien aus Bas rose, habe anständige Eltern gehabt, die im Standesamt stehen!“ Und dem Taminaux: „Du mit deinem Schafsgesicht, dich hat schon Gott gerichtet!“ Und zu dem Hanotiaux: „Euer Schapaner hat dem Simonne sein' Adress' verloren, ihr könnt sie ihm immer mal noch schreiben.“ Holt auch die Célina her. Am Hause ‚Erzähl's weiter‘ soll sie stehen bleiben und singen: „Madame Kimi“ und die lächelnde Mama dabei angucken, daß sie die Tür zuschlägt, und das sirupsüße Lächeln giftgallig wird.

Da kommt Aimée herein und sagt: „Mère, lassen Sie das, es ist gemein.“

„Wieso gemein?“ Die Maman sitzt hilflos, sie hat nicht den Eindruck, daß es gemein ist, wenn man sich seiner Haut wehrt, fragt also: „Wieso?“ Die roten Flecken in ihrem Gesicht brennen, es ist eine große Aufregung in ihr und ein Weh und Leid, dessen Ursache sie nicht weiß, die sie aber instinktiv empfindet. Sie sieht Aimée mit unsicher flackernden Blicken an. Sie ist stolz auf dieses Mädchen, es hat ihr immer Freude

gemacht, es ist der resoluten Mama mit der Furcht und dem gebräuchlichen Gehorsam eines guten Kindes untertan gewesen, es hat von der Mama gedacht, daß sie gescheite Ansichten habe, daß man sie ehren und ganz sicher befolgen müsse, daß die Mama des Hauses Schutz und Fundament und Giebel sei, daß überhaupt die Mama so sein müsse, wie sie eben sei. Das ist natürlich, das ist selbstverständlich. Die Mama nahm es nie anders. Und jetzt taucht hier und da etwas auf, das die Mama stutzig macht, unmerklich und vielleicht beiden unbewußt hat die Silhouette der Tochter sich aus dem Schatten der Mutter losgelöst. Aimée sieht mit kritischem Auge, was sie früher nicht empfunden hat, sie hat unterscheiden gelernt, was an dieser Mutter und ihrer Umgebung unangenehm und häßlich ist, es kommt ein neues Gefühl in sie, ein peinvolles Gefühl, wenn sie das Häßliche und Gewöhnliche an dieser Frau sieht.

Das empfindet die Maman und weiß nicht, wie es ist, und was es ist. Aber es macht ihr Schmerz und Ärger. Die Tochter, die ihr Stolz ist, wird unsichtbar und unmerklich weitab von ihr gerückt, es ist schon manchmal, als sei sie ihr fremd. Da schreit das Eigentumsrecht in ihr auf. Ihr instinktiver Groll richtet sich gegen den, der ihr Kind verzaubert und seiner Umgebung entführt, entfremdet. Wenn er kommt, wird sie devot und freundlich sein, sie knickt zusammen vor der Macht seines Ansehens und seines Geldes. Aber er hat noch nicht das Recht allein, es ist *ihre* Tochter, die Tochter der Vasrose, ihr Kind und Untertan, und darum fragt sie: „Wieso?“ und sagt noch: „Hör mal, Mädchen, du red'st mir jetzt so allerlei, und dies und das ist dir nicht recht, und dies und das ist gemein und so was — hör mal, Mädchen, wenn du weiter nichts von ihm hast als das Quengeln und Maulen, dann geb' ich für deine ganze Geschicht' keine drei Centimes —“

„Mère, lassen Sie i h n doch aus dem Gered'!"

„Sieh mal an, als wär's der Herrgott! Ich hab' mir's schon lang mal 'runtersprechen wollen; d i ch freit er, wir andern sind nur da, damit wir weggeräumt werden, wenn er kommt. Wenn's ihm bei uns nicht gut genug ist, und er dich nicht ins ‚weiße Haus' bringen darf, dann soll er dich auf 'n Mond bestellen, wir lassen uns nicht mehr auf den Gang 'naussetzen, gelt Viktorien?"

Viktorien sagt: „Noch nicht mal das Velo hab' ich!"

„Was das anbelangt," fährt die Maman fort, „da lob' ich mir den Sylvain. Der hat keine Umständ' gemacht und bei uns gesessen und war wie 'n Sohn, von dem ich nun doch mal die Mutter werden soll —"

„Jetzt fangt gleich an, den Sylvain 'rauszustreichen!" bricht Rotstrümpfchen empört los. „Es ist doch kein Vergleich zu machen —" und stockt, es ist zu dumm, sie möchte auflachen.

„Nu und? Guter Gott, was hast denn bis jetzt Großes von dem reichen Mann gehabt?" —

„Noch nicht mal das Velo!" sagt Viktorien.

„— noch nicht mal so viel, als unter mein' Fingernagel geht."

„Ich will doch auch nichts von ihm!" ruft Rotstrümpfchen, hält sich den Kopf, als müßte er ihr springen.

„Nicht?! — Na, warum nimmst ihn denn?"

„Ich nehm' ihn doch aus Liebe!"

Danach wird eine große Stille. Der Maman Blicke sind nicht mehr grell und zornig, sie sind verwundert und gemildert. Halblaut und wie man nach einer großen Stille spricht, sagt sie: „Aus Liebe? — — weiter nichts!"

Sie geht an ihre Arbeit, sie muß Kohl zum Mittag schneiden.

Da rekelt Viktorien auf, drückt das Gesicht ans Fenster.

„Unſ' Omer!"

Der jagt über den Platz in Eile.

„Er iſt vom Wägelchen geſprungen," meldet Viktorien, „ſie fahren wieder nach Jxelles zu der feinen Mamſell."

Aimée fühlt, wie die Geſichter nach ihr ſich drehen, lauernd, ob's ihr Pein mache, mahnend, ob ſie es gehört habe, ob ſie begreife —

„Iſt die Aimée im Haus?" Omer fliegt nur ſo herein, berichtet atemlos, ſie ſeien auf der Fahrt nach Jxelles. Der Herr wolle wiſſen, ob Aimée anzutreffen ſei, er wolle auf einen Sprung kommen, und kurz und gut, dann wolle er, Omer, laufen, um dem Monſieur das Pferd zu halten oder ſo ein bißchen die Straße auf und ab zu fahren, aber unauffällig; und Omer blinzelt liſtig und iſt davon. Die Maman hält noch den eigentümlichen Blick auf Aimée.

„Als mal wieder nach Jxelles! Zu guter Letzt hat ihn doch die ſchöne Diableſſe. Du biſt ja ſchnell zufrieden." Sie ſchupft verächtlich die Schulter. „Du willſt ja nur — Liebe." Und ſchneidet weiter ihren Kohl. Rotſtrümpfchen iſt irr und wirr.

„Ich kann ihn doch nicht ins Schankzimmer führen!"

„Nein, denn gleich kommen ein paar Schnapsbrüder."

Ein Blick auf die Maman, da weiß Rotſtrümpfchen, daß ſie das Stübchen nicht freigeben wird. Und wenn auch. Die Kohlblätter ſind über den Boden geſprenkelt, die Topfdeckel raſſeln auf dem Herd, der Dampf ſtößt und brodelt, verbreitet intenſive Gerüche. — Und ſchon ſieht ſie Lié Macq über den Platz kommen. Sie ſtürmt aus der Stube und rechts in den Gang, öffnet ein wenig die Tür, und da weiß er, daß ſie ihn hier erwartet. Als ſie ihn einläßt, füllen ſie beide faſt das Gängelchen. Er wird auf ſeinem feinen Rock die weiße Tünche der Wand mit ſich nehmen, er riecht den Kochdunſt und die Armeleuteluft, ſogar im Haare Aimées riecht er's,

als er sie küßt, das schöne, üppige Haar, man müßte es salben, man müßte es mit Kostbarkeiten zieren! Er ist etwas beengt, die Situation ist ihm nicht ganz recht.

„Bleiben wir hier im Gange?"

Rotstrümpfchen wird vom Herzklopfen umgeworfen, sie hastet und stottert ihre Worte heraus.

„Wenn wir allein bleiben wollen — und ich wußte auch nicht, ob Sie lange bleiben —"

„Nein, nur auf ein Wort, oder vielmehr —" er faßt ihr Kinn, hebt ihren Kopf, „nur auf einen Kuß."

Sein Lächeln beruhigt sie. Seine Stimme klang eigentümlich, sie fürchtet so viel seine Stimme; die verborgenen Regungen seines Herzens, die sie nicht auf seinem konventionellen Gesichte sehen kann, und auf die sie mit heimlichen Ängsten horcht, klingen hinein. Lieber Gott, er weiß nicht, welche Schwierigkeiten hinter ihr liegen und wie sie ihm die Wege ebnen muß, wenn er kommt, um ihr zwischen Tür und Angel zwei Augenblicke des Glückes zu schenken. Wie kann er es wissen, der aus dem Palast zur Hütte kommt! Er würde hier nicht beengt und peinlich stehen und es so gar verletzend finden, im muffigen Armeleutegang wie ein Fuhrknecht um sein Liebchen zu freien.

Aber er küßt sie. Wenn er ihre Lippen spürt, springen die unangenehmen Gedanken aus ihm. Er vergoldet dann seine Liebe mit poetischem Glanz, er meint dann sein Rotstrümpfchen mit so heißer Innigkeit zu lieben, eben weil er sie aus der Schenke Basrose herholen muß und er ihr Erretter und Königsohn sein wird. Und denkt, wenn er fern ist, in heimlichen Wonnen, wie sie ihn anbetend liebt.

Aus der Stube heraus schrillt der Ruf der Maman: „Aimée!" laut und gell, als müsse er droben unterm Dache wiederhallen.

„Haïe, ja!" schreckt Aimée auf, macht sich aus seinen Armen los, streicht das Haar glatt und schnell in die Stube. Er sieht ihr nach, der Glanz um sie zersplittert. Sie ist die Tochter der Bas rose, das weiß er jetzt. Und ebenso wie die Maman ruft, schrillt ihr die Tochter die Antwort zu. Er darf warten, bis zwei Frauen ihre Angelegenheiten in Ordnung gebracht haben. Empfindet sie nicht das Gewöhnliche der Situation? Nein, es stand keine Pein in ihrem Gesichte. *Sie wird nur wissen, was er sie lehrt.* Es ist ihm widerwärtig, er möchte hinaus. Da kommt sie freudig aus der Stube.

„Die Mère sagt, wir sollen hereinkommen, sie geht in die Schenke."

„Nein, danke," sagt er, und schnell: „Habt ihr denn nur die zwei Zimmer?"

Sie haucht: „Noch die Schlafkammern."

Sie steht demütig und rührend. Er holt sie in seine Arme, preßt sie an sich, ihre Nähe kommt über ihn wie Räusche.

„Aimée, was tust du in der Zeit, da wir uns nicht sehen? Wir sehen uns nicht oft."

„Ich denke an Sie."

„Aber immer an mich denken kannst du nicht —"

„Immer! Ich weiß keine Stunde, wo nicht mein Herz in Aufregung war. Und nicht einmal die Zeit wird mir lang, bis ich Sie sehe. Es ist jetzt alles anders um mich, das heißt, ich sehe es jetzt anders, das ist mir dann so neu, so schön, ich finde immer wieder Neues. Dann freue ich mich daran und —" sie drängt sich tief in seine Arme — „ich bin Ihnen dann so dankbar, es ist doch alles durch Sie!"

Er steht vorgeneigt und horcht, er atmet ihre Worte wie Wohlgerüche ein und fragt leise: „Du siehst jetzt vieles anders — du *empfindest* das?"

Sie antwortet nicht, und als er noch horcht, hört er sie

leise schluchzen. Und dann werden zwei Augenblicke der Liebe, die ihr sein leidenschaftliches Glück offenbaren. Sie ringt stumm mit den Sehnsüchten, die sich an ihn ketten, mit ihm wollen, fort! fort! aus der dumpfen Enge. Das Verlangen jauchzt aus ihr, das von Anbeginn das Gebot der Liebe war: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen!

Die Scheu vor ihm zerstückelt. Sie hat ihn untertan gesehen der Macht der Liebe, sein Stolz ist gebrochen, sie sind sich nahe gekommen, und nun bebt es von ihren warmen Lippen: „Wann nimmst du mich?"

Er läßt sie locker. Sie erschrickt nicht, sie fürchtet nicht mehr die schreckhaften Offenbarungen seiner Stimme. Sie ist im Traumschlaf ihrer heißen Liebe, er darf sie nicht wecken.

Er sagt: „Ich werde im ‚weißen Hause' davon sprechen. Bis dahin —"

Sie horcht, da er innehält. Als er nicht weiter spricht, aber auch nicht zeigen will, daß ihn ein hinterhältischer Gedanke in Verlegenheit setzt, vollendet sie: „Bis dahin muß ich warten. Ich warte gern."

Es hält ihn noch der unangenehme Gedanke: „Ich hoffe, daß dein Name nicht in den Prozeß kommt."

Sie hat ein leises Erschrecken, wie bei einem Nadelstich nur, aber sie fühlte es. Freilich muß ihn das quälen, da sie vor Gott und der Welt seine Braut sein soll. Es ist eine feine und verdeckte Zusammengehörigkeit, die sie nach dem ersten Angstgefühl unendlich froh macht. Und sieht sein Gesicht und weiß dann, daß er hofft, sein Name möge nicht in den Prozeß kommen! Sie fühlt sich zurückgeworfen in die alte Bedrängnis, sie sagt in stürmischem Leid: „Ich weiß gar nicht, wie ich bin, ich bin wahrscheinlich anders, als man sein soll; mich würde nicht Verdruß und Not und Schande zurückhalten, wenn ich mit dem sein muß, den ich liebe."

Er spricht gelassen: „Mein Liebling, ich tue nicht, wie ich will. Ich bin nicht bloß der Sohn aus dem ‚weißen Hause‘. Ich bin der Brotgeber und verantwortliche Fürsorger einiger tausend Arbeiter und deren Familien und Haushalt, — es macht schon die Einwohnerzahl einer kleinen Provinz. Wenn ich auch die Rücksicht auf den alten Mann vergäße, dessen einziger Sohn ich bin, so dürfte ich mich doch nicht der sozialen Verantwortung entziehen. Wenn ich unter Mißhelligkeiten aus dem ‚weißen Hause‘ fortgehe, dann bricht mit dem Ableben meines alten Herrn das bestehende Arbeitsverhältnis zusammen, fremde Hände werden über die Geschicke von drei Dörfern und einer großen Arbeiterkolonie walten, — und ich weiß, daß der alte Herr mich aus dem ‚weißen Hause‘ gehen läßt, wenn ich — unvorsichtig bin.“

„Ach, geh du aus dem ‚weißen Hause‘! Ich könnte das Haus hier zerschlagen, ich könnte meine Mutter hungern lassen, ich würde nicht nachdenken und überlegen, ich müßte ja zu dir! Nur das müßte ich denken. Ich sehe ja keinen andern Weg für mich, du verdunkelst mir alles andre. Siehst du, so tät ich's.“

Seine weiße Aristokratenhand mit dem einzigen massiven Ring streicht über ihre Stirne und ins Haar hinein. Seine Worte sind leise und bedeutsam: „Ja, das kannst du.“

Sie muß eine Weile still sein, um aus seiner Liebkosung den erbarmungslosen Sinn seiner Worte klar zu sehen. Sie kann das! Was kann sie? Vater und Mutter verlassen, Pflicht und Ehre vergessen, Leid und Not trostlos zurücklassen, bedingungslos — für ihn! Ist ihr Opfer geringer, weil es ärmer ist? Jetzt stößt ihr der Armeleutestolz auf. Sie löst ihre Arme von ihm, sie tritt auf eine Distanz von ihm. Sie könnte auch nicht mehr das intime Brautschafts-Du sprechen, er ist ihr wieder fern und hoch und unverständlich.

„Ich möchte ja nicht, daß Sie mit Mißhelligkeiten aus dem ‚weißen Hause‘ gehen.“

Da knarrt die Stubentür, und die Maman steht auf der Schwelle, die Schürze mit den Abfallblättern zusammengerafft, in ihrer Stimme den unbeherrschten Ärger.

„Monsieur!“ grüßt sie flüchtig, und ausschließlich zu Aimée im Bewußtsein, es ist ihre Tochter, sie kann verlangen: „Kommt doch ’rein! In dem Hausgang hier möcht’ ich noch nicht die Katz’ auf eine Stund’ lassen —“

Rotstrümpfchen ist bei ihr, drückt ihr die Hand beschwichtigend auf die Schulter, möchte die Frau mit einer unerhörten Liebkosung überraschen, weiß nicht aus und ein vor Verlegenheit.

„Ich komm’ gleich, Mère, gleich, wissen Sie!“ drängt sie hinein und schließt hinter ihr die Tür.

Lié Macq hat einen entsetzlichen Augenblick. Sie ist die Mutter, er trifft sie heute zum erstenmal, er möchte ihr ein Wort sagen, sie müßte Rechenschaft fordern, daß er wie ein Dieb kommt und geht und sich hinter ihrem Rücken ein bißchen Glück stiehlt. Und dann ist die Tür hinter ihr zu, eine Welle von Küchendunst stößt ihm zu, und er steht wie ein Hausknecht oder Lohnarbeiter im Hausgang, und wie diesem gibt man ihm zu, daß er mal ’n bißchen mit dem Rotstrümpfchen anbändelt. Der Zorn wallt ihm heiß ins Gesicht. Diese Leute verkleinern und ziehen ihn herab unversehens und absichtslos und in ihrer naiven Unkultur. Sie wissen es nicht anders. Warum geht er also zu ihnen? Die Wärme seiner Liebe ist urplötzlich ausgelöscht, die verletzte Aristokratie seiner Erziehung schluckt sie ein. Er verabschiedet sich schnell, ohne Aimée zu küssen. Er sagt, daß er schleunigst nach Ixelles muß. Und sagt noch herrisch: „Das muß anders werden!“

Mit diesen zurückgeschleuderten Worten läßt er sie, vielleicht für eine lange, freudlose Wartezeit.

Draußen glüht noch sein Zorn, aber die Stimmen der Liebe rufen ihn zurück. Sie kämpfen mit seiner Abneigung, seiner Enttäuschung. Und geht dann und ist von Sehnsucht geworfen, von Bedenken gequält, aber in dem festen Entschlusse, nicht wieder in eine ähnliche Lage zu kommen. Schwingt sich auf das Gefährt und nimmt die Zügel aus Omers Händen, sieht auch, wie dessen Gesicht die vergröberte Kopie desjenigen Aimées ist, ein Abklatsch der Mutter Basrose auf ihre sämtlichen Sprößlinge. Bei Aimée verfeinern sich die Linien. Sie ist die Krone und Blüte des Geschlechtes Basrose. Mit diesen Gedanken kommt das Herz Lié Macqs zur Ruhe. Er läßt das Rassepferdchen traben. Das wedelt mit der kurzbeschweiften Schwanzrübe, das hält den edlen Kopf steif und hoch in der mörderischen Kandare. Tripp, tripp, trapp und wirft die flinken Hufe und läuft ein in das Industriegebiet der Diablesse von Jrelles.

Ein weißer Zaun aus Naturholz, mit der Holzaxt behauen, umgibt das Gartengebäude und das Haus mit den drei Türmchen. Es ist plump, mit schmalen Fenstern und Lucken durchbrochen und nach Ansicht von Kunstverständigen sehr schön.

Als sie mit dem Wägelchen anfahren, nimmt Omer Pête aus seiner Tasche eine Trillerpfeife und stößt einen langgezogenen Signalpfiff aus. Daraufhin eilt der Kutscher aus der Remise herbei, reißt das Tor auf und gibt die Einfahrt frei. Steht mit strengem, glattem Gesicht und wartet, bis Monsieur grüßt, — erst als er im Seitenportal steht auf dem roten Teppich der weißen Treppe und die Palmwedel der Treppenläufer über ihm. Monsieur ist zerstreut. Ah, was kann mit Monsieur sein, der zu seinen Millionen noch die Millionen von Mademoiselle nehmen kann! Wenn

er nur will! Mademoiselle wird wollen. Also steigt Monsieur sans gêne zur Beletage, er darf kommen, wie es ihm beliebt, er kommt viel. Mademoiselle liebt Sport, Monsieur auch. Und da man von Anbeginn her sagt, sie sollen ein Paar werden — ei nun, parbleu!

Joseph, der Diener, sagt, daß Mademoiselle im Erker ist, und rückt an seinem Rock und schachtelt die Spitzenmanschette heraus. Er ist schon in Schwarz, vorbereitet zum Servieren bei Tisch. — Ob man beim zweiten Frühstück sei? O bitte, nein, da erst dreiviertel vor eins ... dreiviertel, sagt er. Und Monsieur Lié geht seinen Weg durch Gänge und Zimmer. Im Speisezimmer hantiert man schon. Die Möbel aus weißlackiertem Pappelholz und schön in Unordnung, weil Mademoiselle keine geraden Linien liebt. Eine Prunkschale aus Bronze am Erker. Und im Erker spricht man. Mademoiselle spricht, ihre Stimme ist hell wie die eines Kindes. Aber Mademoiselle ist kein Kind, sie ist stattlich und ausgewachsen und trägt das bauschig-stahlgelbe Haar, das man heute als modern aufsetzt.

Sie spricht mit dem Maître d'Hotel, sie sind nicht einig mit den Platten fürs Menü. Der Maître d'Hotel sagt: „Ich kann es bis zur Dinerstunde um halb sieben nicht mehr beschaffen, später will Mademoiselle nicht speisen — eh bien? Bleiben wir also bei Sorbet von Ananas."

Mademoiselle sagt: „Mein Freund, machen Sie, daß Sie fortkommen!"

Sie ist nicht ärgerlich, aber sie will nicht belästigt sein. Die belgische Dame will, daß ihr Haushalt in Ordnung und ungestört vor sich geht — in Summa! Um die einzelnen Objekte kümmert sie sich nicht. Sie wird nicht, wie die deutsche Dame, Rechenschaft über Auslagen fordern. Der Maître d'Hotel ist ihr verantwortlicher Minister. Und wie gesagt,

er soll machen, daß er fortkommt mit seinem Sorbet von Ananas. Aber in Güte und Freundlichkeit. Belgische Leute sind nicht brüsk. Ihre Sprache erlaubt's nicht. Und Mademoiselle ist noch nicht umgekleidet zum Diner. — Sie wird einfach sein. Sie wird es vermeiden, luxuriös wie Emporkömmlinge bei sich zu Hause sein. Belgische Noblesse liebt daheim die Einfachheit. Rückt das Marmortischchen mit Untergestell aus vergoldeten Greifen an. Der Greifen trägt einen weit vorgebogenen Spiegel. Das zweiteilige Glas spiegelt die Gegenstände des Erkers wider, das weiße Sofa mit dem fahlblauen broschierten Bezug, die helle Decke mit breiter Farbenborde, die Pretiosen ringsum, auch soweit der Sonnenstrahl in das Eßzimmer hineinflimmert und der Schatten eines Mannes darin steht. Als Mademoiselle in den Spiegel sieht, bemerkt sie ihn, lächelt, nickt in das Glas.

„Ah mon Dieu, Sie sind zu früh, oder nehmen Sie das Gabelfrühstück? Es gibt nicht viel, ein blutiges Steak. Wollen Sie?"

„Und das Dessert für meinen kleinen Schlingel," sagt er nähertretend, grüßt mit Händewinken. „Meine Schöne, guten Tag! Ich sehe, Sie sind beschäftigt."

„Pardon, ich — beschäftige nur. Sie wissen, ich kann keine Leute faulenzen sehen — außer mir."

„Ist auch ein Pläsier."

„Ist ein großes Pläsier, und ich tue es aus Menschenliebe."

Er setzt sich auf die Fensterbalustrade. Die Scheibe ist heraufgelassen. Von drunten herauf schwalgen die schwerwürzigen Wohlgerüche aus den Beeten.

„Die Menschenliebe als Pläsier auffassen, das können nur Sie, Juliette."

Ihr Blick fliegt zu ihm hinüber. Stößt er wieder leichte

Worte in Moraltunke? Ei bewahre, es fällt ihm nicht ein. Er weiß, was sich schickt. Man soll ein Salongeplauder nicht tiefsinnig gestalten. Er lächelt, daß die Zähne unter dem schwarzen Bärtchen blitzen, er will ihr sehr zeigen, daß er lächelt. Sie nimmt eine schöne und ungezwungene Pose an.

„Wenn ich trachte, meine Leute zu beschäftigen, und zwar so, daß ich mir angelegen sein lasse, die Arbeit auszuwählen, die ihnen Freude macht, so beglücke ich sie, denn frohe Arbeit ist Glück. Ich werde aber teilweise sehr müde dabei, denn indem ich andre zu beschäftigen trachte, beschäftige ich mich. So ist meine Faulheit doch nur scheinbar."

„Und mich? Können Sie mich müßig bei sich sehen?"

„Ah, mon ami, nein! Sie müssen mir erzählen, warum Sie lächeln, um mir Freude vorzutäuschen. Ich denke, Sie möchten lieber Steine klopfen, als diese Arbeit jetzt tun. Aber, bitte — Sie wollten ja beschäftigt sein."

Eine graziöse Handbewegung, mit liebenswürdig heiterem Lächeln ist ihr Gesicht geneigt, ein Sonnenstrahl leuchtet in ihr Flachshaar.

Er sagt ernst: „Wenn Sie sehen, daß ich mich anstrengen muß, dann will ich nicht leugnen. Meine Selbstbeherrschung ist nicht gut, — schade!"

Sie wartet, sie ordnet in der keramischen Vase auf der Fensterbalustrade die roten Nelken und grellweißen Tuberosen, und wartet noch.

„Sie sind nun gesammelt, mein lieber Freund?"

„Sie wünschen, daß ich erzähle? Meine Liebe, ich hoffe es nicht zu tun."

„Immer noch besser, als sagten Sie mir die banale Redensart: ich habe wirklich nichts."

Sie nimmt die Blumen aus der Vase, reckt über die Fensterbrüstung hinaus und läßt das Wasser abtropfen.

So spricht sie hinaus in die leuchtende Sonne, in den schweren Duft und die vornehme Stille des Parkes: „Mon cher, wie finden Sie die Blumen? Verwundert es Sie nicht, daß ich Tuberosen kaufen muß? Der gute Alte vom Wintergarten züchtet keine. Nun wohl, ich habe diese Blumen gekauft, eigentlich I h n e n abgekauft. Wie finden Sie das?“

„Auf Umwegen also, vielleicht von einem Blumendieb?“

„Ich denke nicht — oder Sie müßten dem Diebe die Erlaubnis zum Stehlen geben.“

„Bon, ich habe jemand die Erlaubnis gegeben, Blumen in unserm Garten zu pflücken, das wollten Sie sagen, nicht wahr?“

„Im Treibhause, Lieber.“

„Ist gleich!“

„Bitte nicht! Wenn Sie im Treibhause pflücken lassen, geschieht's durch den Gärtner und dann auf Ihre direkte Anordnung. Der Gärtner trägt den Strauß da- oder dorthin — ja, und so kaufe ich ihn auf Umwegen.“

„Sie kaufen ihn?“

„Man verkauft ihn mir.“

„Wird das ein Geschäft?“

„Ich denke so.“

„Gut, Sie wissen, daß ich Blumen in die Schenke Bas rose schicke. Ich komme auch jetzt aus der Schenke.“

Er spricht schnell, bestimmt, fast heftig. Desto auffallender und nachdrücklicher wirkt die Pause, eine kleine, ereignislose Fünfsekundenpause, zwei schwere Atemzüge lang. Sie ist wie der Beginn einer Ewigkeit. Dann spricht Mademoiselle ebenso langsam, wie er schnell sprach, schlägt ihm leicht mit einer Nelke über die Hand.

„Ist das nicht ein bißchen — unvorsichtig?“

„Daran läßt sich nichts ändern. Es ist keine Liaison, meine Liebe.“

„Nein, Sie meinen es furchtbar ernst, selbstverständlich.“

Sie hat jetzt das Gesicht geneigt, die Augen niedergeschlagen. Er wird nicht sehen können, ob sie Anteil nimmt oder ihn heimlich verhöhnt, ob sie seine Neigung begreift oder verachtet, ja, und ob sie so liebenswürdig schlecht ist, daß sie ihm sein Geheimnis entlockt, um es preiszugeben.

„Ich kann nicht verlangen, daß Sie mir recht geben, da Sie das Mädchen nicht kennen.“

„Sie ist natürlich hübsch, eine Schönheit sogar, wenn Sie sie betrachten.“

„Jedenfalls nach der Art, wie ich's liebe. Sie ist aufreizend für mich.“

„Sturm.“

„Ich bin entschlossen — auch in dem Sturm festzustehen. Und ich bin doch kein Jüngling mehr.“

„Ich bin überzeugt, sie ragt über ihre Umgebung hinaus, sie ist das Märchen im Waschkleidchen, sie ist der Apfel, der weit ab vom Stamme fiel, und Sie sagen: Gott sei Dank!“

„Ich sage: ja, — auch da ich nicht weiß, wie ich es immer meine.“

Nun schlägt sie die Augen zu ihm auf, es steht ein ganzes Gelächter darin. Ihr Amüsement ist groß. Da steht er auf und will gehen. Sie setzt ihm den Fuß mit dem Seidenpantöffelchen auf seinen Lackstiefel.

„Hier bleiben — bitte!“ Legt die Hände mit den Blumen in den Schoß, lächelt zu ihm auf, fein, dezent und in gentiler Oberflächlichkeit.

„Mein Lieber, warten Sie doch ab, bis Sie es anders meinen. Dann schicken Sie keine Blumen mehr und lassen die Schenke Vas rose niederbrennen und heiraten mich.“

„Ich muß sagen, Sie sind nicht empfindlich, Juliette.

Wenn meine Laune überwunden ist, lassen Sie sich von mir heiraten — bon!"

„So ist's uns anbefohlen! Aber sehen Sie, Lié, es macht sich gut, daß ich Sie nebenbei auch noch fein leiden mag. Es wäre mir also etwas unangenehm, wenn die kleine Wirtstochter Sie mir wegkaperte."

„Sprechen Sie doch ernst mit mir, ich kann's nicht ertragen."

„So ernst, wie ich es vermag. Ich werde in meiner Todesstunde noch lächeln, um höflich zu bleiben. Ich hasse sehr die schweren Gesichter, wie zum Beispiel jetzt das Ihre, Lié. Machen Sie es sich doch leicht. Pflücken Sie sich ein paar glückliche Monate. Solange Sie dem kleinen Mädchen die Hoffnung aufs ‚weiße Haus' aufrecht erhalten können, wird sie Sie recht glücklich machen."

„Wie sehr Sie irren, Juliette! Sie hofft nichts, sie ist so bescheiden."

„Mon Dieu! auch das noch. Bescheiden — es klingt so bürgerlich, es klingt so klein und langweilig. Sagen Sie lieber, daß sie schlau und berechnend und dreist ist, dann begreift man wenigstens Ihre Situation."

Er sagt streng und kalt: „Sie vergessen immer, daß es keine Liaison ist."

Da legt sie sich seufzend zurück.

„Wahrhaftig, Sie werden mehr als einige Monate warten müssen, ehe Sie anders denken."

Sein Herz wallt. Warme Worte stoßen ihm in den Mund, unstete Gedanken möchten sich zu tröstlicher Aussprache ordnen. Aber die Sonne gleißt über ihr, wie sie auch hinspiegelt über die blankpolierte Platte des zierlichen Boulemöbels. Eine eisstarre Kälte schimmert in diesem Glanze, an diesem Weiß. Wenn er mit seinen ausbrechenden Gefühlen vor ihr stehen

würde — wie hilflos und verächtlich und unbeherrscht! Sie wird in der Todesstunde noch lächeln und höflich sein. Grande dame auch auf der Schwelle der Ewigkeit. Pfui! will er vor ihr so niedrig sein? Vielleicht würde sie sagen: so bürgerlich?

Ihre zierliche Stimme, die Worte mehr singt als spricht, schreckt zu leisem Ruf auf.

„Ma foi! Will Maman schon kommen? Lié, hören Sie nichts? Denken Sie, die arme Maman glaubte krank zu sein."

„Die bekannte Unpäßlichkeit von der Reise her?"

„Seit Venedig, ja. Sie hat Austern gegessen, etwas Typhus gehabt. Wer wird in Venedig Austern essen! Austern aus Kloaken! Merci! Die arme Maman ist unvorsichtig. — Wohin, Lié? Es ist ein Uhr."

„Ich möchte nicht zum Frühstück bleiben — ich möchte wirklich nicht."

Sie steht auf, groß und schlank und zerbrechlich steht sie neben ihm. Aus ihren oberflächlichen Augen ist das Gelächter. Ein unendliches Erstaunen steht darin, fast eine Enttäuschung.

Ihre Worte fallen bedeutungsvoll und kränkend.

„Das hat man sich schon angelernt?!"

„Ja, so — bürgerlich werde ich schon!" erwiderte er in böser Ironie.

„Tout le même, Sie bleiben."

Da schlurft schon Maman in der schwarzen Spitzenmantille herein.

Er bleibt.

„Es ist serviert," meldet der Diener.

Leslie und ihre Verehrer. Von **Anne Warner.** Aus dem Englischen.

Mit ganz köstlichem Humor und Witz sind hier die Erlebnisse einer jungen amerikanischen Witwe in englischer, amerikanischer und deutscher Gesellschaft geschildert.

Der Roman einer Hofdame. Von **Ruth Freifrau von Gagern-Kospoth (Ruth Gräfin Fau).** 2 Bände.

Dieser anmutig indiskrete Roman der ebenso gewandten wie klugen und sachverständigen Verfasserin gibt ein treues Spiegelbild jener undurchsichtigen Verhältnisse, die dem Uneingeweihten eine ununterbrochene Reihe von Glück und Rausch zu sein scheinen, in Wahrheit aber ein Gewebe intimster Tragödien sind.

Der Inspektor auf Siltala. Von **Harald Selmer-Geeth.** Aus dem Schwedischen.

Ein einsames Gut in Finnland ist der Schauplatz dieser außerordentlich unterhaltenden Geschichte, deren Held, ein durch den Alkohol bedenklich angebrannter gräflicher Junggeselle, sich auf eine ebenso erfreuliche wie amüsante Weise kurieren läßt.

Der Nebelreiter und andere Geschichten. Von **Helene Raff.**

Die fünf Novellen dieses prächtigen Bandes erzählen von ernsten seelischen Konflikten, zumal von den Irrungen, darein die Handelnden durch eigene und fremde Schuld verstrickt werden. Wir sehen sie ringen und leiden, bis eine Schicksalswende oder ein befreiender Entschluß die verworrenen Fäden zerreißt und dem inneren Recht zum Siege verhilft.

Die letzte Karte. Von **Henry de Vere Stacpoole.** Aus d. Englischen. 2 Bde.

Die herzerfrischende Salzluft der irischen Westküste weht durch diese ergötzliche Erzählung, in welcher der prachtvoll gezeichnete Pferdezüchter Michael French durch den Sieg seines einzigen, zärtlich aufgezogenen Rennpferdes Garryowen vor dem gänzlichen Ruin bewahrt wird.

Neunundzwanzigster Jahrgang

Die Liesegang-Mädchen. Von **Victor v. Kohlenegg.** 2 Bände.

„Das Glück bei den Lauen, das Leid bei den Heißen — diese bittere Lebenswahrheit ist der Inhalt des Romans. Es ist ein kunstvoll gebautes, ein menschlich gemütswarmes Buch, das nicht nach irgend einer Richtung schielt, sondern nichts andres will, als mit starkem schöpferischen Willen und Können zu den Gemütern derer zu sprechen, denen auch der Alltag des bürgerlichen Lebens genug der Nachdenklichkeit bietet."

(Kölnische Zeitung.)

Die Herzogin von Plaisance. Von **Richard Voß.**

In dieser romantischen Geschichte, die sich auf eine wahre Begebenheit gründet, läßt der berühmte Verfasser die sonnendurchglühten Höhen Hellas' vor uns erstehen, eines Hellas von heute, das in dem geheimnisvollen Widerschein längstvergangener heroischer Zeiten erstrahlt.

Seine Stunde. Von **Elinor Glyn.** Aus dem Englischen.

Wohl selten ist der eigentümlich komplizierte russische Nationalcharakter besser beobachtet und schlagender gezeichnet worden als in diesem höchst unterhaltenden und spannenden Roman.

Allzumal Sünder. Von **Charlotte Niese.** 2 Bände.

Ein meisterhaft geschriebenes Buch der rühmlichst bekannten Verfasserin, dessen spannende, im heutigen Hamburg spielende Handlung den Leser ebenso packt wie der hohe sittliche Ernst, der sich häufig hinter schalkhaftem Humor und seiner Satire verbirgt.

Der Mann im Keller. Von **Palle Rosenkrantz.** Aus dem Dänischen.

Ein vorzüglich erzählter, von Anfang bis zu Ende spannender Kriminalroman, dessen literarische Qualitäten der Name des unsern Lesern bestens bekannten Verfassers gewährleistet.

Stille Wasser. Von **Emmi Lewald (Emil Roland).**

Vier künstlerisch vollendete Erzählungen der bekannten Schriftstellerin, die in sehr verschiedenartigen Umgebungen spielen — im engen Rahmen norddeutscher Kleinstädte, im Zauberkreise Roms, dem historischen Palast eines alten Adelsgeschlechts und einem wilden einsamen Bergnest über dem Luganersee.

Ruhm. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Der neueste Roman der allbeliebten Erzählerin zeichnet in außerordentlich packender Form den Meteorflug einer mittelmäßigen Schriftstellerin, die durch ihren Ehrgeiz und ihre niedrige Sucht nach Ruhm und Stellung auf eine schiefe Bahn gezerrt wird und unaufhaltsam abwärts treibt, bis sie sich nicht mehr scheut, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Princeton University Library
32101 066907864

Roberts Brautfah[...]
Brète. Aus [...]

Ein sehr flott [...] haltender Roman, dessen Held, eine großangelegte, von seiner Familie als Träumer verschrieene Natur, von seinem Vater auf die Brautschau gesandt wird, mit sicherem Instinkt seinen Weg geht und durch die von ihm schließlich getroffene Wahl alle Welt höchlich überrascht.

Lebendig begraben. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Ein bedeutender Maler, der an krankhafter Schüchternheit leidet und den Tod seines Dieners benützt, um für Jahre offiziell von der Welt zu verschwinden und unter des Dieners Namen weiterzuleben, ist der Held dieser außerordentlich amüsanten und geistreichen Geschichte.

Musikstudenten.
Von **Paul Oskar Höcker.** 2 Bände.

„Wunderbar, oft ergreifend geschildert sind die Schicksale dieses Musikstudenten, sowie die von Vona Raith, seiner treuen und aufrichtigen Freundin. In seiner geistreichen, poetischen Sprache mutet der fesselnde Roman wie ein prächtiges Gedicht an, das die Seele des Menschen über die Wirrnisse der Gegenwart erhebt." (Mannheimer Generalanzeiger.)

Misericordia. Von **Johannes Höffner.**

Dieser ergreifende Roman spielt zum großen Teil in einem Gefängnis und läßt uns die Wiederaufrichtung eines moralisch zerbrochenen jungen Menschen durch die Barmherzigkeit und Liebe einer großherzigen Mädchennatur miterleben.

Das wollene Kleid. Von **Henry Bordeaux.** Aus dem Französischen.

Eine innige Wärme strahlt uns aus diesem rührenden, dabei von aller falschen Sentimentalität freien Buch entgegen; es dürfte kaum einen Leser geben, der dieses Meisterstück feinster Psychologie, Schilderungs- und Erzählerkunst nicht mit tiefster seelischer Spannung und Anteilnahme genießen wird.

Der Traum des Johann Senapius. Von **Marie Diers.** 2 Bände.

Die ausgezeichnete Schriftstellerin erzählt hier die ergreifende Lebensgeschichte eines weltfremden Gelehrten, der aus dem Traum seiner ersten Liebe zu einem verwöhnten kapriziösen Mädchen in der Ehe langsam zu der ihn versteinernden Wirklichkeit erwacht — wohl das Bedeutendste, was die Dichterin bisher geschaffen hat.

[...]n **S. M. Garden-**
[...] Englischen.

[...] höchst spannender und vorzüglich erzählter Kriminalgeschichten des den Lesern von Engelhorns Romanbibliothek bereits wohlbekannten Verfassers.

Das Glück des Hauses Rottland. Von **Julius R. Haarhaus.**

Ein hochorigineller Eifelroman von einem alten Freiherrn und seiner jungen Frau aus niederm Stande, von Glücksvögeln und Kühen! Alles ist fein humoristisch, teilweise mit kräftigem Realismus gegeben und doch rührend und poetisch ausklingend.

Tragödien der Zeit. Von **Richard Voß.** 2 Bände.

Das jüngste Werk des Dichters führt uns in die Stadt Goethes und Schillers, in das Weimar der letzten Jahre; es ist ein hinreißendes Zeitgemälde, das Voß hier mit seiner Meisterhand vor uns entwirft. In Charakteren, Einzelgestalten von monumentaler Größe und Einfachheit zeichnet er die widerstreitenden Strömungen unsrer heftig gärenden Zeit.

Um Frauenehre. Von **Mrs. Belloc Lowndes.** Aus dem Englischen.

Mit atemloser Spannung verfolgen wir in diesem glänzend aufgebauten, packenden Roman die tragischen Folgen eines Schrittes vom Wege und die verzweifelten Bemühungen des Helden, den Ehrenschild der geliebten Frau bis über ihren Tod hinaus vor der Welt rein zu erhalten.

Auf Messers Schneide.
Von **Else Franken.**

Ein glänzend geschriebener Hochschulroman der beliebten Schriftstellerin aus einer Universität des deutschen Nordens, der das Wesen einer solchen Gelehrtenrepublik mit großer Sachkenntnis an einer Reihe scharf und doch liebevoll beobachteter Typen schildert. Aber es fehlt auch nicht an einer jener Hochschultragödien, die gelegentlich im Verborgenen spielen und auch Andere, Unschuldige in den Sturz hineinziehen.

Das Jahr des Irrtums. Von **Walther Schulte vom Brühl.** 2 Bände.

Unterstützt von seiner feinen historischen Bildung und getragen von starkem künstlerischem Empfinden, zeichnet der bekannte Verfasser der „Revoluzzer" und des „Frühlingsevangelium" mit vollendeter Meisterschaft die große Zeit vor hundert Jahren in ihrem heroischen Aufschwung wie in ihren stilleren, vom Wege abseits liegenden idyllischen Episoden.

